

Begeistern und Bilden



Diese Einrichtungen sind dabei



Ich grüße Sie!



Guten Tag. Dankeschön. Auf Wiedersehen. Mit wenigen Sprachfetzen im Gepäck kam ich als Kind nach Deutschland. Ich erinnere mich noch genau an die Anfangszeit, vor gut 30 Jahren, als jedes einzelne Wort sich fremd, fast wie aus einer anderen Welt, anhörte. Kaum war ich in der Schule angekommen, wurden die Sprachfetzen größer. Ich begann die Sprache zu lernen. Beim Vorlesen konnte ich trotz Akzent und schüchterner Zurückhaltung gut mithalten – was die Worte auf den Seiten bedeuteten, wusste ich aber noch lange nicht. Obwohl ich mich heute kaum noch an die konkreten Schritte dieses Lernprozesses erinnern kann, weiß ich genau: Eines Tages konnte ich plötzlich eine zweite Sprache sprechen. Aus dem fremden Klang war ein vertrauter geworden. Ich konnte mich mit meinen neuen Mitschülerinnen und Mitschülern verständigen. Das Zugehörigkeitsgefühl wuchs – endlich. Heute verstehe ich, was damals in mir vor sich ging – wie Spracherwerb funktioniert, welche verschiedenen Phasen man als Kind durchläuft und welche Bedingungen es braucht, damit sich Kinder, die der deutschen Sprache (noch) nicht mächtig sind, im schulischen Kontext wohlfühlen können. Im Gastbeitrag auf S. 22 erfahren Sie mehr über die faszinierenden Hintergründe der sprachlichen Entwicklung.

Als bilinguales Kind habe ich schon früh verstanden, was es heißt, zwischen den Sprachen und den damit verbundenen Kulturen zu schwimmen. Der Wechsel, mag er von außen vielleicht einfach wirken, löst Identitätsfragen aus: Wo gehöre ich denn nun hin? Ein bisschen hierhin, ein bisschen dorthin. „Es ist, als ob ich zwischen den Stühlen sitze“, so habe ich meinen inneren Zustand oft beschrieben. Die Mehrsprachigkeit: eine Bürde. Aber irgendwann habe ich verstanden: Es ist ein Geschenk. Die Fähigkeit, sich in beiden Sprachen zuhause fühlen zu können – sich auf sprachlicher, aber auch interkultureller Ebene verständigen zu können – das ist ein Mehrwert, nicht nur für den Einzelnen, sondern für die Gesellschaft. Es braucht diese Vielfalt in der Welt – auch wenn politische Wahlergebnisse vielleicht eine andere Sprache sprechen. Wir wählen die Vielfalt – und damit auch Verständigung. Genau darum geht es in dieser Ausgabe: um Verständigung. Dieser Begriff geht aber weit über das Kommunizieren hinaus. Es geht nicht nur ums Mitteilen, sondern auch ums Verstandenwerden. Dass wir Verbindungen knüpfen – zwischen Menschen, Perspektiven, Generationen und Kulturen. Beziehungsarbeit hat eben viele Gesichter. Gerade im pädagogischen Alltag spielt Verständigung eine tragende Rolle: zwischen Fachkräften im Team, im Dialog mit Kindern, in der sozialpädagogischen, inklusiven sowie medienpädagogischen Arbeit und nicht zuletzt in der Zusammenarbeit mit Eltern – aber auch nach außen, etwa in der Mitarbeitergewinnung. Unter dem großen Dach der Verständigung finden Sie in dieser Ausgabe zahlreiche Geschichten über Projekte und Ansätze Ihrer Kolleginnen und Kollegen. Lassen Sie sich inspirieren!

Herzliche Grüße
Iunia Mihu

Impressum

Ausgabe 1-2025 / BuB 22



tjfbg gGmbH

Alt-Stralau 37-39 · 10245 Berlin

Fon 030 97 99 130 | www.tjfbg.de

Geschäftsführer: Thomas Hänsgen M. A. (V.i.S.d.P.),

Amtsgericht Berlin-Charlottenburg HRB 121600 B

Käpt'n Browser gGmbH

Alt-Stralau 37-39 · 10245 Berlin

Fon 030 97 99 13 10 | www.kaeptnbrowser.de

Geschäftsführer: Thomas Hänsgen M. A. (V.i.S.d.P.)

Amtsgericht Berlin-Charlottenburg HRB 99234 B

Käpt'n Browser

Redaktion: Iunia Mihu

Layout: Carolin Eden

Lektorat: Carola Werning

Fachbeirat: Stefanie Fischer, Torsten Schulz

Kontakt: magazin@tjfbg.de und

magazin@kaeptnbrowser.de

Druck: MÖLLER PRO MEDIA® GmbH

Auflage: 4100

ISSN 2196 - 6273

DOWNLOAD



kaeptnbrowser.de



tjfbg.de

BILDNACHWEIS

S. 1, 23, 26-27 (o.), 56: Adobe-Stock (Fotos),

S. 12-13, 28-29, 52-55: Adobe-Stock (Illustrationen);

S. 3, 4, 6, 14-15, 24-25, 30-31, 42-43, 44,

50-51: Iunia Mihu; S. 16-17: Studio Monbijou Berlin;

S. 40-41, 46-47: Käpt'n Browser; S.49: Windefilm

restliche Fotos und Illustrationen: tjfbg gGmbH

HINWEIS

Um einer gendersensiblen Schreibweise gerecht zu werden, wird im Magazin eine geschlechtsneutrale Formulierung verwendet. Wenn dies aus Gründen der besseren Lesbarkeit nicht möglich ist, beziehen sich die Beiträge dennoch selbstverständlich in gleicher Weise auf alle Menschen.

Inhalt

06 Editorial

07 Schon gewusst?

08 Radio in drei Sprachen

Wie ein europäisches Bildungsprojekt Jugendliche zusammenbringt

10 Mehrsprachiges Memory

So macht Sprache lernen Spaß

11 Bilinguale Pädagogik

Zweisprachigen Unterricht schon ab der 1. Klasse

12 Basics der Kommunikation

Mit diesen Regeln läuft die nächste Teamsitzung rund

„Ich glaube an dich“

Einblicke in die Arbeit vier sozialpädagogischer Fachkräfte

16 Lachen erlaubt!

Wie geht Humor in der Pädagogik?
Ein Gespräch mit einem Clown

18 „Du sprichst aber gut Deutsch!“

Wie Mikroaggressionen verletzen und was wir besser machen können

20 Brainstorming

Was verbinden Sie mit dem Begriff Verständigung? Wir haben gefragt, Sie haben geantwortet

22 „Die versteht das sowieso nicht!“

Warum wir Mehrsprachigkeit als Ressource begreifen sollten

24 Faszination Amateurfunk

tjfbg-Urgestein Sieghard Scheffczyk über das Morsen

26 Chancengleichheit

Der Berliner Teilhabe- und Förderplan setzt auf mehr Verständigung

14



28 Fachkräfte begeistern

Über die Kunst der Anziehung durch Kommunikation

29 Verlosung

Mitmachen und tolle Preise gewinnen!

Willkommensschule TXL

Wie klappt es denn hier mit der Verständigung?

30



32 Konfliktlotsen

Wenn Kinder lernen, Streit zu schlichten

34 International genial

Begegnungen über Grenzen hinweg – für Kinder und pädagogische Fachkräfte

36 Nelson-Mandela-Schule

Eine Einrichtung mit einem internationalen Konzept

38 Ombudsrat

Wie so manche Kündigung verhindert werden könnte

40 Quasseln erwünscht

Wenn schon die Kleinsten mitreden dürfen

42 Und Action!

Wie Kinder mit Tablet und Spielfiguren eigene Filme drehen

44 Basis an Zentrale

Wie eine Schule mit Walkie-Talkies Krisen meistert

45 Social-Music-Club

Musik als gemeinsame Sprache

46 Meinungsstark

Wie kleine Seepiraten kommunizieren lernen

48 Standpunkt

Was heißt hier „Bildschirmzeit“?

49 Fake News erkennen

Was ist echt und was nicht?
Ein Gespräch mit einem Filmmacher

50 Zwischen Kooperation und Kommunikation

Einblicke in die Schulsozialarbeit an Grundschulen und Förderzentren

52 Bitte mehr davon!

Wie UK und GuK die pädagogische Beziehungsarbeit bereichern



Liebe Lesende,



Ein Editorial für die Zeitschrift „Begeistern und Bilden“ zum Thema Verständigung zu schreiben, scheint eine leichte Angelegenheit zu sein. Denn ohne Verständigung darüber, dass Erziehung und Bildung über Begeisterung und Anregung geht, hätte sich die tjfbg-Familie nicht so umfassend von der Kita bis hin zur Hochschule aufbauen

können. Ein vertiefter Blick auf den Begriff der Verständigung und seine Übertragung auf unsere Gesellschaft und unsere Zeit zeigt ein facettenreiches Bild von Verständigung.

Seit September letzten Jahres gehöre ich zum Unternehmen. Ich komme aus dem öffentlichen Schulbetrieb, habe Schulen geleitet, Projekte initiiert, bin mit Ideen gescheitert und wieder aufgestanden, nach dem Motto „Never give up“, weil ich an Menschen, an Kinder und an unsere Zukunft in Freiheit und Demokratie glaube. Und dazu braucht man Verständigung genauso wie Verständnis.

Drei Begriffe möchte ich nennen:
Sprache – Kultur – Haltung

Bereits bei „Sprache“ fallen Ihnen sicherlich viele Erlebnisse ein, bei denen die gemeinsame Sprache ein wichtiger Aspekt ist, um mit Menschen ins Gespräch zu kommen, einen Konflikt zu lösen, Hilfe zu leisten oder sich über ein Projekt auszutauschen. Wie schnell kann man feststellen, dass man „nicht die gleiche Sprache gesprochen hat“. Das kann schon in

der gleichen Landessprache passieren. In zahlreichen Einrichtungen der tjfbg kommen viele unterschiedliche Landessprachen zusammen. Die Landessprache Deutsch ist für einige Mitarbeiter*innen noch eine Herausforderung und es kann schnell zu Miss-Verständnissen kommen. Verständigung braucht Verständnis, oder genauer: Empathie bis hin zu Toleranz.

Ähnlich ist es mit der „Kultur“. Die Menschen bringen ihr Verständnis über das gemeinsame Leben und Arbeiten mit. Eine Lehrkraft aus einem nicht-europäischen Land ist erstaunt und reagiert „überrascht“ über die partizipative Art des Unterrichtens an Berliner Schulen. Kultur ist geprägt von familiären und sozialen Konditionen sowie Glaubenssätzen, die sich bei jedem von uns eingepägt haben. Unsere Zeit fordert es heraus, an unserem Verständnis von Kultur zu arbeiten, andere Ansichten aufzunehmen und sie, von gemeinsamer Verständigung getragen, für eine friedliche Gesellschaft zu entwickeln.

Wir neigen dazu, uns nicht darüber zu verständigen, welche „Haltung“ wir zu den zu erarbeitenden Sachverhalten haben. Das fällt uns schwer. Denn es erfordert Mut und eine Haltung, zu eigenen Entscheidungen zu stehen. Gerade in Erziehung und Bildung ist Verständigung über eine gemeinsame pädagogische Haltung wichtig.

Unsere Zukunft braucht besonders eine Haltung, die auf den Grundprinzipien der Menschenrechte und Klimagerechtigkeit basiert. Lassen Sie sich begeistern und bilden!

Herzliche Grüße
Brigitte Kather

Kontakt:
Dr. Brigitte Kather
Wissenschaftliche Beraterin
b.kather@tjfbg.de



Der Körper denkt mit

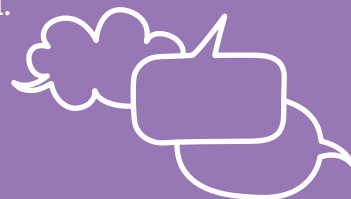
Kinder, die beim Sprechen mit den Händen gestikulieren, denken oft nicht nur mit dem Kopf – sondern buchstäblich auch mit dem Körper. Eine Studie der Humboldt-Universität zu Berlin zeigt: Diese Kinder sind beim Problemlösen und Lernen erfolgreicher als Gleichaltrige, die kaum gestikulieren. Die Bewegung scheint Denkprozesse zu unterstützen und hilft, Gedanken besser zu strukturieren und zu erinnern.

Quelle: DIE WELT /
Humboldt-Universität zu Berlin

Sprachliche Vielfalt: Ressource statt Hürde

Ein interdisziplinärer Blick auf Inklusion und Sprachbildung zeigt, wie wichtig es ist, alle sprachlichen Kompetenzen von Schülerinnen und Schülern zu nutzen und wertzuschätzen. Wenn Schulen die Mehrsprachigkeit ihrer Schülerinnen und Schüler aktiv einbinden und anerkennen, stärkt das nicht nur die Identität, sondern auch den Lernerfolg. Dies umfasst auch die Möglichkeit, Prüfungen in der Herkunftssprache abzulegen, sofern entsprechende Lehrkräfte verfügbar sind.

Quelle: Rödel & Simon,
2019 / peDOCS



Schon gewusst?



Früh übt sich

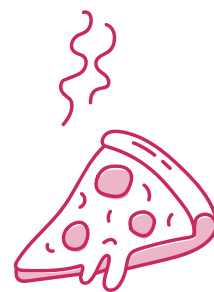
Schon in der frühen Kindheit wird der Grundstein für Offenheit und respektvolles Miteinander gelegt. Interkulturelle Kompetenz gilt in der Elementarpädagogik als zentraler Schlüssel zu Chancengleichheit und Integration. Denn Kinder mit Migrationshintergrund sind häufig mehrfach benachteiligt – durch sprachliche Hürden, kulturelle Missverständnisse oder Vorurteile. Eine bewusste Förderung von Vielfalt in Kitas hilft, diese Ungleichheiten abzubauen und stärkt die soziale Teilhabe aller Kinder.

Quelle: nifbe – Niedersächsisches Institut für
frühkindliche Bildung und Entwicklung e.V.



127 Minuten täglich – so lange nutzen Kinder und Jugendliche im Schnitt ihr Smartphone. Laut einer Bitkom-Studie aus dem Jahr 2024 verbringen 6- bis 18-Jährige im Durchschnitt gut zwei Stunden pro Tag am Handy – Tendenz steigend mit dem Alter. Besonders beliebt sind dabei YouTube-Videos, Chatten über WhatsApp und das Scrollen durch TikTok. Auch das Spielen von Games und das Hören von Musik gehören zu den meistgenutzten Funktionen.

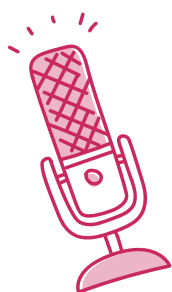
Quelle: Bitkom 2024



Podcasts, Pizza und Perspektivwechsel



Europa tanzt: Griechischer Tanz
beim Gruppentreffen in Paris ↗



↙ Medien hautnah: Zu Besuch hinter
den TV-Kulissen in Griechenland



Was passiert, wenn Jugendliche aus drei Ländern zusammenkommen und sich kreativ austoben? Grenzenlose Erfahrungen und unvergessene Begegnungen. Einblicke in ein trinationales Radioprojekt.

Europa muss nicht abstrakt sein, Europa kann ganz lebensnah sein – das zeigt ein trinationales Bildungsprojekt zwischen Deutschland, Griechenland und Frankreich. Die Idee hinter „Youth Radio.eu“: Jugendliche aus drei Ländern, mit drei Sprachen und ganz unterschiedlichen Lebensrealitäten treffen aufeinander, um gemeinsam auf einer europäischen Plattform Radio und Podcast zu machen. Das Projekt wird mit EU-Mitteln aus dem Fördertopf „Creative Europe“ gefördert und möchte Jugendlichen europäische Themen nahebringen und ihnen einen Raum bieten, sich selbst und andere in ihrer Vielfalt kennenzulernen. Zentral ist dabei die Verbindung von Medienbildung, kulturellem Austausch und gesellschaftlichem Engagement. Initiatorin des Projekts auf deutscher Seite ist die tjfbg, die mit inklusiven Gruppen bereits viele kreative Projekte umgesetzt hat. In Griechenland ist European School Radio beteiligt, ein innovatives Schulradionetzwerk, das landesweit Podcasts mit Schülerinnen und Schülern produziert. Aus Frankreich kommt die erfahrene Organisation Les Francas, die als Hauptträger auch die Projektmittel verwaltet. Unterstützt wird das Projekt zudem von der International Hellenic University, einer Universität in Thessaloniki, die sich mit einem hochmodernen KI-Forschungsprojekt einbringt.

„Das Besondere an dem Projekt ist, dass es auf vielen Ebenen funktioniert“, erzählt Susanne Böhmig, die für die tjfbg das Projekt koordiniert. „Zum einen entwickeln wir gemeinsam eine europäische Plattform, auf der Jugendliche Podcasts veröffentlichen und sich austauschen können – sicher, kreativ, mehrsprachig. Zum anderen finden reale Begegnungen statt: Junge Menschen aus Deutschland, Frankreich und Griechenland reisen in die jeweils anderen Länder, entdecken einander, erleben Europa hautnah.“ In mehrwöchigen Workshops setzen sich die Jugendlichen, virtuell und vor Ort, mit aktuellen europäischen Fragestellungen auseinander, aber vor allem geht es darum, was die jungen Menschen selbst bewegt und welche Themen sie kreativ in Podcasts umsetzen möchten. Begleitet werden sie dabei von engagierten pädagogischen Fachkräften. Ein weiteres Herzstück des Projekts: eine KI-gestützte Software, die Podcasts automatisch nach Themen taggt – und dadurch durchsuchbar macht. Die Universität in Thessaloniki entwickelt die Technologie, die bereits im Griechischen vielversprechende Ergebnisse liefert. Für die deutsche Version fehlen noch Daten – „da brauchen wir noch mehr Podcasts“, so Böhmig. So entsteht derzeit eine Infrastruktur, die weit über das Projekt hinausreichen könnte: eine mehrsprachige Plattform, auf der junge Stimmen zu Themen wie Menschenrechten, Umwelt oder Inklusion gehört und gefunden werden können.



Radioarbeit
in Bonn



Die tjfbg übernimmt im Projekt die Federführung für den Bereich Inklusion – und entwickelt derzeit eine Handreichung für pädagogische Fachkräfte: Wie können Radioprojekte so gestaltet werden, dass wirklich alle mitmachen können? Die Broschüre wird 2026 veröffentlicht – pünktlich zum Projektende. Bis dahin werden noch viele Podcasts produziert, Grenzen spielerisch überwunden, Dolmetschersätze hin und her gewendet – und bestimmt noch die eine oder andere Pizza geteilt. Europa zum Anfassen. Und zum Anhören.

Neben Radio und Podcasts geht es vor allem um Begegnung. Drei Jugendgruppen – eine aus jedem Land – reisen im Laufe des Projekts in die jeweils anderen Länder. Bisherige Stationen: Paris und Thessaloniki. Im Oktober folgt Berlin. In Paris trafen sich die Jugendlichen im Rahmen eines Festivals für Menschenrechte, nahmen gemeinsam Podcasts auf, unternahmen eine Bootsfahrt auf der Seine – und ließen die Abende mit Gruppenspielen und Pizza ausklingen. In Griechenland ging es ähnlich herzlich zu. „Die Pizza am letzten Abend ist jetzt schon Tradition geworden“, erzählt Böhmg. Natürlich ist Sprache eine zentrale Hürde – und zugleich das verbindende Element. Dank zusätzlicher Fördermittel durch das Deutsch-Französische und das Deutsch-Griechische Jugendwerk konnten in jedem Land sogenannte Sprachanimations-Workshops stattfinden. Dort lernen alle Jugendlichen spielerisch Grundbegriffe in der Sprache des Gastgeberlandes – etwa, wie man im Museum nach dem Weg fragt. „Das Spannende ist, dass Verständigung eben nicht nur sprachlich passiert“, sagt die Koordinatorin. „Abends beim Spielen, beim gemeinsamen Lachen oder Pizzeessen entstehen Momente, die keine Übersetzung brauchen.“



Gemeinsames Entdecken:
Sightseeing-Moment
vor dem Eiffelturm



Funded by
the European Union

Kontakt:
Susanne Böhmg
Digitale Prozesse
barrierefrei kommunizieren!
KON TE XIS Bildungswerkstatt
s.boehmig@tjfbg.de





Spielerisch Sprache lernen

Mit einem selbst erstellten mehrsprachigen Memory half Peer Scout Marie-Christin Bema den Kindern und Jugendlichen in einer ukrainisch-deutschen Willkommensklasse, Deutsch zu üben und Kommunikationsbarrieren zu überwinden. Eine kleine Idee mit großer Wirkung.

Als Peer Scout habe ich die Möglichkeit, Kinder und Jugendliche in verschiedenen Bereichen zu unterstützen. Eine besondere Erfahrung habe ich mit der ukrainisch-deutschen Willkommensklasse der Sekundarstufe I gemacht. Wir bekamen die Anfrage, ob wir die Schülerinnen und Schüler in den Pausen und in der Nachmittagsbetreuung begleiten könnten. Ich war immer montags dort und habe schnell gemerkt, dass die Kommunikation in der Willkommensklasse eine besondere Herausforderung darstellt. Ich fragte mich: Was kann ich tun, um die Kinder bestmöglich zu unterstützen? Es gab kein vorgefertigtes Konzept, also habe ich mich an eine einfache Regel gehalten: Ich lerne von dir und du von mir. Anfangs spielten wir Gesellschaftsspiele oder Fußball – Aktivitäten, bei denen nicht viel gesprochen werden muss. Doch mir wurde schnell klar, dass es mehr braucht, um die sprachlichen Barrieren zu überwinden.



Dann kam mir die Idee mit dem mehrsprachigen Memory. In der Geschäftsstelle des Trägers habe ich dann getüftelt: Ich entschied mich, mit alltäglichen Begriffen zu arbeiten – Klamotten, Jahreszeiten und andere Themen, die den Kindern und Jugendlichen im Alltag begegnen. Um die Memory-Karten zu gestalten, nutzte ich die Design-App Canva. Ich suchte passende Bilder und schrieb die Begriffe in Deutsch und Ukrainisch dazu. Es war mir wichtig, dass die Karten ansprechend gestaltet sind und die Kinder Spaß am Lernen haben. Nachdem die Designs fertig waren, druckte ich sie aus und laminierte sie, damit sie länger haltbar sind.

Als ich das Memory zum ersten Mal mit den Kindern spielte, war ich gespannt, wie sie darauf reagieren würden. Zunächst waren sie zögerlich, doch schon nach kurzer Zeit wurde das Spiel mit Begeisterung aufgenommen. Es entstanden Gespräche über die verschiedenen Begriffe, die Kinder halfen sich gegenseitig beim Aussprechen und erweiterten spielerisch ihren Wortschatz. Besonders schön war zu sehen, wie sie nach und nach immer selbstbewusster wurden und sich trauten, neue Wörter auszuprobieren. Am Ende habe ich vier verschiedene Memorys mit unterschiedlichen Themen erstellt. Sie sind mittlerweile ein fester Bestandteil der Pausenbetreuung geworden. Es ist toll zu sehen, dass meine Idee so gut ankommt und wirklich dabei hilft, Sprachbarrieren abzubauen.



Kontakt:
Marie-Christin Bema
Peer Scouts
m.bema@tjfbg.de



Die Sophie-Scholl-Schule ist eine Staatliche Europaschule mit bilingua-lem Schwerpunkt auf Französisch. Was bedeutet das konkret für den Schulalltag?

Das bedeutet, dass unsere Schülerinnen und Schüler in einem immersiven Umfeld lernen. Der Unterricht findet sowohl auf Deutsch als auch auf Französisch statt, und das nicht nur im Sprachunterricht, sondern auch in Sachfächern wie Geschichte oder Geografie. So wird die Zweisprachigkeit in den Alltag integriert und ganz natürlich gefördert. Besonders spannend ist, dass die Kinder am Ende ihrer Schulzeit das Abibac ablegen können, also eine Kombination aus dem deutschen Abitur und dem französischen Baccalauréat. Dadurch erhalten sie eine doppelte Abschlussqualifikation, die ihnen viele Türen in Europa öffnet.

Wie erleben die Kinder diese zweisprachige Lernumgebung?

Die meisten nehmen es als etwas Selbstverständliches wahr. Besonders die jüngeren Kinder wachsen damit auf, dass sie zwischen zwei Sprachen wechseln. Oft verstehen sie beide Sprachen gut, auch wenn sie eine aktiver sprechen als die andere. Sie werden sowohl von den Lehrkräften als auch von uns dabei unterstützt, sich sicher in beiden Sprachen auszudrücken. Gerade für Seiteneinsteigerinnen und Seiteneinsteiger, die bereits auf einem guten Niveau Deutsch und Französisch sprechen, bieten wir gezielte Unterstützung, um sie erfolgreich in das Schulsystem zu integrieren.

In Berlin gibt es mehrere Staatliche Europa-Schulen, bei denen Kinder ab der 1. Klasse zweisprachigen Unterricht haben. An der Sophie-Scholl-Schule zum Beispiel lernen Kinder auf Deutsch und Französisch – und das nicht nur im Sprachunterricht, sondern auch in der Schulsozialarbeit. Sozialpädagogin Clarisse Efthymakis erklärt, wie die bilinguale Pädagogik an der weiterführenden Schule funktioniert und warum interkulturelle Verständigung hier eine zentrale Rolle spielt.

Ein zentrales Thema der Schule ist die interkulturelle Verständigung. Wie wird diese gefördert?

Ein wichtiger Aspekt ist die Vielfalt in unseren Klassen. Viele Kinder kommen aus Familien mit unterschiedlichen kulturellen Hintergründen, und wir legen Wert darauf, dass sie ihre Erfahrungen und Perspektiven teilen. Zudem arbeiten wir mit Austauschprogrammen und Projekten, die interkulturelle Kompetenzen stärken. Gerade an einer Europaschule wie der unseren ist es sehr wichtig, dass die Kinder lernen, mit verschiedenen kulturellen Perspektiven umzugehen. Seit der Einführung des deutsch-französischen Zweigs der SESB im Jahr 1999 hat sich die Sophie-Scholl-Schule zu einem Zentrum der gelebten Zweisprachigkeit entwickelt.

Gibt es besondere Herausforderungen bei der bilingualen Pädagogik?

Ja, zum Beispiel gibt es immer wieder Kinder, die anfangs in einer der beiden Sprachen schwächer sind. Hier ist es wichtig, sie gezielt zu fördern, ohne Druck aufzubauen. Zudem müssen wir darauf achten, dass Fachinhalte in beiden Sprachen gleichermaßen gut verstanden werden. Aber insgesamt profitieren die Schülerinnen und Schüler enorm von der Zweisprachigkeit. Wir haben das Glück, dass unsere französischsprachigen Unterrichtsfächer

von muttersprachlichen Lehrkräften unterrichtet werden, was den Kindern eine authentische Sprachvermittlung ermöglicht.

Was macht Ihnen an Ihrer Arbeit an der Sophie-Scholl-Schule besonders Freude?

Es ist wunderschön zu sehen, wie die Kinder sich sprachlich und persönlich entwickeln. Sie lernen nicht nur zwei Sprachen, sondern auch, offen auf andere Kulturen zuzugehen. Das ist eine wertvolle Erfahrung, die sie ihr Leben lang begleiten wird. Mir persönlich ist es wichtig, eine unterstützende Umgebung zu schaffen, in der die Kinder sich wohlfühlen und in beiden Sprachen sicher kommunizieren können. Ich habe selbst eine bilinguale Erziehung erlebt und war hier auch selbst Schülerin – ich weiß also aus eigener Erfahrung, wie bereichernd es ist, zwischen zwei Sprachen und Kulturen aufzuwachsen.

Kontakt:
Clarisse Efthymakis
Sophie-Scholl-Schule
c.efthymakis@tjfbg.de



The illustration features several yellow speech bubbles of different sizes, some with smiling faces, some with eyes, and one with a heart. A teal square contains a face with glasses. A large yellow speech bubble with a smiling face is on the left. The title 'Grundlagen einer gelingenden Kommunikation' is written in orange and teal.

Grundlagen einer gelingenden Kommunikation

von Charlotte Reggentin

Überall dort, wo Menschen aufeinander treffen, interagieren und kommunizieren sie miteinander. Sie verständigen sich. Dies gehört zum Menschsein dazu und sichert unser Zusammenleben. In sozialpädagogischen Berufsfeldern arbeiten unterschiedliche Fachkräfte direkt mit den ihnen anvertrauten Kindern und Jugendlichen sowie deren Familienangehörigen zusammen. Ihr Alltag ist geprägt von vielfältigen Kommunikations- und Interaktionsanlässen, die die Basis des sozialpädagogischen Handelns bilden. Wir gestalten Beziehungen, nehmen Bedürfnisse wahr, begleiten Erziehungs- und Bildungsprozesse, beraten, motivieren, bilden Netzwerke und arbeiten mit Teams sowie Kooperationspartnern zusammen. Wir lösen Probleme, teilen Erfahrungen, treffen Absprachen und handeln Kompromisse aus – alles mithilfe von Kommunikation.

Dies erfolgt nicht nur durch gesprochene oder geschriebene Worte (verbale Kommunikation), sondern auch über Körpersprache (nonverbale Kommunikation, z. B. Mimik, Gestik, Nähe und Distanz, Kleidung) sowie Stimme und Wortwahl (paraverbale Kommunikation, z. B. Lautstärke, Betonung, Geschwindigkeit, Leichte Sprache, Fachsprache). Zudem nutzen wir Bilder, Gebärden oder technische Geräte als Hilfsmittel, um Sprache zu ergänzen oder zu

ersetzen. Dadurch senden wir ständig Botschaften, die unser Gegenüber interpretiert – bewusst oder unbewusst, beeinflusst durch individuelle Erfahrungen, Werte oder Rollen. Kommunikation ist ein Regelkreis und das Gelingen wird stets von beiden Seiten aus bestimmt.

Wir kommunizieren auf verschiedenen Ebenen, wobei Sach- und Beziehungsebene besonders wichtig sind. Dies veranschaulichen Modelle wie das Eisbergmodell (Freud), die fünf Axiome (Watzlawick) und das Kommunikationsquadrat (Schulz von Thun), das zudem Appell- und Selbstoffenbarungsebene berücksichtigt. Kommunikation umfasst jedoch nicht nur das Sprechen, sondern auch das Zuhören. Dabei geht es nicht nur darum, zuzuhören, sondern aktiv zuzuhören. Darum, sein Gegenüber zu verstehen und ihn verstehen zu wollen. Wie Marshall B. Rosenberg betont: „Das größte Problem in der Kommunikation ist, dass wir nicht zuhören, um zu verstehen, sondern um zu antworten.“

Dieser kurze Umriss zeigt, wie facettenreich unsere Kommunikation ist und welche Bandbreite an Missverständnissen und Konflikten sowie welche unterschiedlichen Kommunikations- und Interaktionsstörungen auf uns lauern können. Da wir Menschen sind und mit Menschen arbeiten, dürfen wir nicht außer Acht

lassen, dass unsere eigenen Gefühlszustände und die unseres Gegenübers ebenfalls einen großen Einfluss auf unsere Kommunikation, unsere Wahrnehmung sowie unsere Interpretation der empfangenen Nachricht haben. Private Herausforderungen, ein durchgetakteter Berufsalltag, eine nervenaufreibende Vertretungssituation oder eine immer länger werdende To-do-Liste setzen uns unter Druck und Stress. Es ist wichtig, achtsam seine eigenen Gefühle und Bedürfnisse sowie die seines Gegenübers wahrzunehmen, diese zu verbalisieren und diesen in Gesprächsverläufen Rechnung zu tragen.

Bevor es zu impulsartigen Schnellschüssen, Fehlannahmen oder Trugschlüssen kommt, ist es hilfreich, einmal durchzuatmen, etwas Abstand zur Situation zu gewinnen und sich folgende Prinzipien gelingender Kommunikation ins Gedächtnis zu rufen. So kann eine Situation gemeinsam geklärt, ein Problem gelöst oder eine Aufgabe bewältigt werden – stets unter Berücksichtigung der Bedürfnisse sowie Ressourcen aller Kommunikationspartner.

A yellow speech bubble containing three small black circles.

ooo

Bring die Bereitschaft zur Selbstreflexion mit.

Setze dich regelmäßig selbstständig oder mit der Hilfe von Feedback anderer mit deinen eigenen Kommunikations- und Konfliktkompetenzen auseinander. Erkenne dabei deine Stärken und Herausforderungen, baue diese aus oder entwickle sie weiter.

„Jeder meint, dass seine Wirklichkeit die wirkliche Wirklichkeit ist.“ (Paul Watzlawick)

Sei aufgeschlossen für die Betrachtungsweise anderer. Unsere Wahrnehmung ist individuell und somit subjektiv. Erfrage die Perspektive deines Gegenübers zu bestimmten Sachverhalten und eröffne in Gesprächen hierfür aktiv Räume. Nutze dabei offene Fragestellungen. Stelle über den Dialog eine möglichst gemeinsame Wirklichkeit her und erkenne an, dass ebenfalls mehrere Sichtweisen nebeneinander existieren können.

Spreche mit Personen, nicht über sie.

Probleme sollten direkt und persönlich mit den Betroffenen besprochen werden. Vermeide das Reden hinter dem Rücken. Gerüchte verbreiten sich schneller als gedacht und dabei ist dir das Phänomen der Stillen Post bestimmt bekannt.

Nimm dir für wichtige/schwierige Gespräche Zeit.

Plane diese und bereite dich darauf vor. Was ist das Ziel dieses Gesprächs? Was möchtest du wie ansprechen? Welche Prioritäten hast du? Wie viel Zeit benötigst du und wann kannst du dir diese nehmen?



Zeige deinem Gegenüber, dass du sein Anliegen ernst nimmst

Eine offene, zugewandte Körperhaltung, Augenkontakt und ein regelmäßiges Nicken beispielsweise signalisieren deine Gesprächsbereitschaft und dein aufrichtiges Interesse am Thema. Vermeide Ablenkungen, z. B. durch das Handy oder eine laute Umgebung. Stelle sicher, dass dein Gegenüber ebenfalls gesprächsbereit ist

Lass deinen Gesprächspartner aussprechen.

Höre aktiv zu, unterbrich den Anderen nicht und gebe ihm durch Sprechpausen deinerseits den Raum, seine Gedanken und Gefühle zu sortieren sowie diese zu formulieren.

Stelle Nachfragen.

Wenn du etwas nicht verstanden hast, dir etwas unklar ist oder dir Informationen fehlen, dann frage nach. Gebe das Gesagte in eigenen Worten wieder, um sicherzustellen, dass du es richtig verstanden hast. Vermeide Unterstellungen sowie Annahmen.

Bleibe bei den Fakten.

Beschreibe sachlich eigene Beobachtungen, konkrete Situationen und beziehe dokumentierte Daten mit ein. Vermeide dabei Weichspüler wie „eigentlich, vielleicht, normalerweise, eventuell, etc.“ und Generalisierungen wie „nie, dauernd, ständig, immer, alle, etc.“

Nutze Ich-Botschaften.

Bleibe bei dir, spreche über deine eigenen Sichtweisen oder Beobachtungen und über deine eigenen Gefühle oder Bedürfnisse. Anstatt Vorwürfe, Befehle oder Forderungen, sprich eigene Wünsche oder Bitten aus.

Verwende die Worte „Bitte und Danke, Guten Tag und Auf Wiedersehen“.

Und denke stets daran, ein Lächeln wird in jeder Sprache verstanden.

Kontakt:
Charlotte Reggentin
Fachberaterin
c.reggentin@tjfbg.de



Zehn Jahre „Ich glaube an dich“

*Die Soziale Gruppe an der Pustoblume-Grundschule ist ein präventives Projekt für Kinder und Jugendliche – und aus dem Bezirk Marzahn-Hellersdorf nicht mehr wegzudenken. Einblicke in die bedeutsame Arbeit der sozialpädagogischen Wegbegleiter*innen.*



Freitagabend. Die Pustoblume-Grundschule ist sonst um diese Zeit leer und still – aber heute nicht. Heute wird gefeiert: Zehn Jahre Soziale Gruppe. Eingeladen sind die ehemaligen Schülerinnen und Schüler, die im Laufe ihrer Grundschulzeit Teil dieser besonderen Gemeinschaft waren. Sie alle hatten damals Unterstützungsbedarf im emotional-sozialen Bereich, ihr schulischer Werdegang war unklar, doch heute kommen sie als junge Erwachsene zurück – mit Erinnerungen, Geschichten und einem Lächeln auf den Lippen. Am Schultor stehen Tina Seitz und Nancy Heiden. Die beiden Sozialpädagoginnen begrüßen jeden Gast persönlich, haken Namen ab und verteilen Anwesenheitsbänder. Doch es geht hier um mehr als nur Organisation, es ist ein Wiedersehen mit vertrauten Gesichtern, mit Kindern von damals, denen wohl niemand so eine Entwicklung zugebraut hätte.

„Ich hole die Eltern mit ins Boot und zeige ihnen auf, dass sie die Experten und Verantwortlichen für ihre Kinder sind.“

Drinne, in der Mensa, sammeln sich die jungen Gäste und werden von den anderen beiden Teammitgliedern, den Sozialpädagogen Benjamin Beck und Michael Teichmann, begrüßt. Rund 45 Ehemalige

sind gekommen, einige bereits mitten in der Ausbildung, andere auf weiterführenden Schulen. Für viele von ihnen wäre das ohne die pädagogische Begleitung des Viererteams der Sozialen Gruppe kaum vorstellbar gewesen. „Teichiiii!“ Ein junges Mädchen stürmt auf Michael Teichmann zu und wirft ihm die Arme um den Hals – so herzlich, als würden sich zwei alte Freunde nach langer Zeit wiedersehen. Der Sozialpädagoge lacht, sichtlich gerührt. Es ist einer dieser Momente, die

zeigen, dass die Arbeit der Sozialen Gruppe weit über den Schulalltag hinausreicht. „Ich war Aktivist der ersten Stunde“, erzählt Teichmann, der seit Projektbeginn 2014 mit dabei ist. Die Idee, eine Soziale Gruppe an der Pustoblume-Grundschule zu gründen, entstand, nachdem ein ähnliches Konzept bereits an der Heinrich-Seidel-Schule erfolgreich umgesetzt wurde. Die Schule war auf der Suche nach einem passenden Projekt. „Wir haben gesehen, dass es funktioniert – und der Bedarf war da“, sagt Teichmann. Die Pustoblume-Grundschule befindet sich im Bezirk Marzahn-Hellersdorf. Schwierige Familienverhältnisse, beengte Wohnsituation und finanzielle Unsicherheiten gehören hier zur Realität vieler Kinder. „Wir haben damals mit zwölf Kindern angefangen, aber schnell wurde klar: der Bedarf ist riesig“, erinnert sich der Sozialpädagoge. Heute betreut das Team offiziell 24 Kinder in vier Gruppen, aber das Projekt wirkt weit über diese Zahl hinaus. Drei Gruppen werden über das Jugendamt finanziert, eine weitere über die Bonusmittel der Schule. „Wir könnten locker

eine fünfte und sechste Gruppe aufmachen“, sagt Nancy Heiden, die seit 2016 dabei ist. Angefangen hat es damals in zwei Kellerräumen. Seitdem hat sich viel getan. Die Schule wurde renoviert und die Soziale Gruppe bekam zwei eigene lichtdurchflutete Räume, die trotz wachsender Schülerzahlen – von einst 365 auf inzwischen fast 900 Kinder – nicht neuen Klassenräumen zum Opfer gefallen sind. „Das zeigt, welchen hohen Stellenwert unser Projekt hier hat“, sagt Heiden.

SOZIALE GRUPPE

Die Soziale Gruppe ist in erster Linie ein präventives Projekt, allerdings werde auch oft intervenierend gearbeitet, erklärt das Team. Es bietet einen geschützten Raum, in dem Kinder mit herausforderndem Verhalten, sozialer Unsicherheit oder emotionalen Schwierigkeiten lernen können, sich besser zurechtzufinden. Das Besondere: Die Hilfen zur Erziehung finden in der Schule statt, aber es wird in Kleingruppen gearbeitet. „Das Gelernte wird dann wieder in den Klassenkontext übertragen“, erklärt Teichmann. Dabei spielt der niedrigschwellige und systemische Ansatz eine große Rolle. „Wir arbeiten nicht nur mit den Kindern, sondern auch mit den Eltern, der Schule und dem gesamten Umfeld zusammen. Wir sind in ständigem Austausch mit den Bezugspersonen der Kinder, unter anderem mit Therapeuten, Ärzten, Ämtern, Vereinen etc. Dank unserer Vernetzung können wir auftretende Probleme richtig gut bearbeiten“, sagt Teichmann.

Die Soziale Gruppe ist Kooperationspartner der Schule, aber auch für die Erziehungsberechtigten. Der Kontakt zu den Familien ist entscheidend. Manche Erziehungsberechtigte benötigen Unterstützung im Umgang mit Behörden, andere stehen vor Erziehungsfragen oder strukturellen Problemen. „Oft sind wir die einzigen, die von den Sorgen der Erziehungsberechtigten wissen. Viele sagen uns: Endlich hört mir mal jemand zu. Wir sind auch Vertrauenspersonen für die Eltern“, erklärt Heiden. Auch ihre Kollegin Tina Seitz schätzt die intensive Arbeit mit den Eltern sehr. „Wenn wir das Vertrauen der Eltern gewinnen, können wir viel besser arbeiten und einen tieferen Zugang zum Kind bekommen. Manchmal muss man dafür auch unkonventionelle Wege gehen – ich habe zum Beispiel einmal eine Mutter an ihrem Arbeitsplatz besucht und drei Stunden mit ihr gesprochen. Seitdem bin ich ihre Ansprechperson und die Hilfe konnte wirklich ins Rollen kommen.“ Ohne die Eltern gehe es schließlich nicht. „Ich hole die Eltern mit ins Boot und zeige



ihnen auf, dass sie die Experten und Verantwortlichen für ihre Kinder sind. Wir sind Begleiter*innen und sprechen Empfehlungen aus“, sagt die Sozialpädagogin, die seit 2019 dabei ist. So etwa, wenn es darum geht, wie die Kinder ihre Zeit außerhalb der Schule füllen. „Ich finde es cool, dass ich die Kinder auch in ihrer Freizeit erleben kann. Dadurch gewinne ich neue Einblicke und lerne das Kind noch einmal von einer anderen Seite kennen. Durch unsere multiprofessionelle Zusammenarbeit ziehen wir alle an einem Strang und können so das Beste für die Kinder erreichen“, sagt Seitz.

Ziel des Projektes ist es, die Schul- und Gruppenfähigkeit zu erlangen, um Schuldistanz abzuwenden. „Schuldistanz bedeutet aber nicht nur, dass Kinder nicht zur Schule kommen“, erklärt Seitz. „Es kann auch bedeuten, dass sie zwar physisch anwesend sind, aber nicht wirklich teilnehmen – etwa, wenn sie unter dem Tisch sitzen oder den Unterricht komplett verweigern.“ Die Aufgabe der Sozialen Gruppe ist es, diesen Kindern einen Weg ins schulische und soziale Leben zu ebnen. In seiner Arbeitsweise hat das Team dabei viel Spielraum. Nancy Heiden erklärt: „Der Paragraph, der unsere Hilfe zur Erziehung regelt, ist sehr frei formuliert und ermöglicht uns die Anwendung unterschiedlicher Methoden. Dadurch können wir sehr individuell und zielorientiert mit den

Kindern arbeiten. Gemeinsam mit dem Jugendamt versuchen wir, die vereinbarten Richtungsziele ganz niedrigschwellig und vereinfacht umzusetzen.“ Auch Benjamin Beck, der seit 2019 als Sozialpädagoge in der Sozialen Gruppe arbeitet, schätzt diesen Ansatz sehr: „Es ist ein sehr selbstbestimmtes Arbeiten. Wir können die Schwerpunkte so setzen, wie es nötig ist – mal arbeiten wir intensiver mit der Familie, mal mit dem Kind.“ Was dem Projekt noch fehle, sei ein Kontingent an Nachsorge. Wenn die Schülerinnen und Schüler ihre vereinbarten Ziele erreicht haben oder sie auf weiterführende Schulen gehen, ist das Team nicht mehr für sie zuständig. „Wir können den Übergang noch im ersten Monat begleiten, aber darüber hinaus eben nicht. Oft rufen uns Eltern mit einem Problem an, deren Kinder längst nicht mehr hier zur Schule gehen und bitten uns um Rat“, sagt Heiden. Das Vertrauen bleibt eben.

Das spürt das Team auch in den fast wöchentlichen Besuchen eines Teenagers, der in der 2. Klasse Teil der Sozialen Gruppe wurde. Nancy Heiden erzählt: „Das Kind hat nicht kommuniziert, wenn er eine Anstrengung hatte, außer durch Körperflüssigkeiten oder Schlagen. Er hat eine sehr starke Lese-Rechtschreib-Schwäche, war schon fast Analphabet, er hat nur gezockt und hatte keinen Kontakt zu Gleichaltrigen. Nach etwa einem halben Jahr hat er sich uns geöffnet und am Ende seiner Grundschulzeit hat er uns erzählt, dass er später zur Müllabfuhr möchte. Auf die Frage, warum er das machen will, antwortete er: ‚Na, ist doch cool, dann bin ich immer an der frischen Luft.‘ Ein Kind, was jahrelang nur zockt und sich in seinem Kinderzimmer aufhält,

verfolgt diesen Berufswunsch seit mehreren Jahren – das hat uns sehr beeindruckt.“ Der Junge von damals ist jetzt ein Teenager, geht auf die Oberschule und besucht fast wöchentlich die Soziale Gruppe. Einfach so, zum Quatschen. Das Vertrauen in die Gruppe wirkt eben nachhaltig. „Wir übernehmen so viele Erziehungsaufgaben, die normalerweise von den Eltern übernommen werden sollten. Wir schließen eine wichtige Lücke in deren Entwicklung. Das ist einfach mega“, sagt Nancy Heiden.

Neben ihrer alltäglichen Arbeit sind es vor allem die zahlreichen besonderen Erlebnisse, die das Team den Kindern ermöglicht, die ihnen sonst oft verwehrt bleiben würden. „Wir fahren jedes Jahr in den Ferien mit den Kindern weg. Viele von ihnen erleben zum ersten Mal eine Reise, weil ihre Familien sich das nicht leisten können oder weil sie in der Vergangenheit aufgrund ihres Verhaltens von Ferienfahrten ausgeschlossen wurden“, erklärt Teichmann. So kamen schon viele Erlebnisse zusammen, die das Team an diesem Freitagabend per Beamer als Diashow an die Wand projiziert: ein Ausflug zu den Störtebeker Festspielen, eine Reise an die Ostsee oder der selbstorganisierte Dreh eines Rapsongs, für den das Team für einen Tag lang ein Cabrio gemietet hat. Warum? „Weil sich die Kinder das gewünscht haben und wir ihre Wünsche ernst nehmen“, sagt Teichmann.

Kontakt:
Michael Teichmann
Sozialpädagoge
m.teichmann@tjfbg.de

Nancy Heiden
Sozialpädagogin
n.heiden@tjfbg.de

Benjamin Beck
Sozialpädagoge
b.beck@tjfbg.de

Tina Seitz
Sozialpädagogin
t.seitz@tjfbg.de



Sie waren an der Fachveranstaltung der Sozialen Gruppe dabei. Was hat Sie am meisten beeindruckt?

Ich glaube, was mich an diesem Tag so bewegt hat, war die Tatsache, dass ich selbst in einer solchen Gruppe gesessen hätte – wenn es sie damals gegeben hätte. Doch diese Möglichkeit gab es für mich nicht. Damals gab es nur zwei Optionen: Entweder du warst dabei oder du warst draußen. Und für mich war es in der Schule nach dem Leistungsprinzip schwierig, weil ich einfach nicht abrufen konnte, was gefordert wurde. Das hatte Gründe, die ich erst viel später verstanden habe. Es bedeutete aber nicht, dass ich diese Fähigkeiten nicht hatte – ich hatte nur keinen Zugang dazu. Anerkennung ist überlebenswichtig, besonders als Kind und Jugendlicher. Ich habe mir deshalb andere Wege gesucht. Zum Glück war es bei mir nicht die Aufmerksamkeit durch Gewalt, Kriminalität oder Drogen – diese Möglichkeiten hätten auch bestanden. Stattdessen habe ich den Humor für mich entdeckt. Über





Humor ist mehr als Unterhaltung

Sören Kaspersinski ist Humortrainer und ausgebildeter Clown für Menschen jeden Alters. Im Rahmen der Fachveranstaltung „10 Jahre Soziale Gruppe“ an der Pusteblume-Grundschule gab er einen Workshop. Wir haben mit ihm über die Bedeutung von Humor in Teams und in der pädagogischen Beziehungsarbeit gesprochen.

Wie können pädagogische Fachkräfte Humor in ihrer Arbeit einsetzen?

Humor ist mehr als nur Unterhaltung. Er kann eine Brücke sein, um schwierige Themen anzusprechen. Man kann Humor nutzen, um Hemmschwellen abzubauen. Die Leute hören eher zu, wenn sie auch mal lachen können. Das ist ein effektives Mittel, um Gespräche zu eröffnen und Menschen ins Nachdenken zu bringen. In der Beziehungsarbeit mit Kindern würde ich immer zuerst auf die Beziehung zu mir selbst schauen. Denn, ich kann nicht davon ausgehen, dass ich im Außen plötzlich mit Spaß und Faxen arbeiten kann, wenn ich überhaupt keinen Zugang zu mir selbst und meiner eigenen Freude habe. Der erste Schritt ist, herausfinden, was mir persönlich Freude bereitet. Was macht mir im Leben Spaß – und warum? Wie kann ich zu mehr Gelassenheit finden? Das sind wichtige Fragen auf dem Weg zu mehr Humor. Denn, was ich als Humor definiere, ist sehr individuell.

Haben Sie bestimmte Methoden, mit denen Sie in Ihren Workshops arbeiten?

Ja, da gibt es verschiedene. Ich nutze zum Beispiel gerne Improvisationsübungen, weil sie die Teilnehmenden aus ihrer Komfortzone holen und den Kopf freimachen. Auch Storytelling-Techniken sind sehr effektiv. Und dann gibt es noch spielerische Elemente, bei denen die Teilnehmenden selbst kreativ werden und Lösungen erarbeiten. Das Ganze soll nicht nur lehrreich, sondern auch unterhaltsam sein. Denn wenn die Leute Spaß haben, lernen sie viel nachhaltiger.

Schlagfertigkeit und die Freiheit des Humors konnte ich mir Momente und Inseln schaffen, um auf mich und meine Fähigkeiten aufmerksam zu machen.

Warum ist Humor vor allem in sozialen Berufen wertvoll?

Humor hat eine unglaublich starke Wirkung. Er verbindet Menschen, schafft Verständnis und kann sogar gesellschaftliche Missstände sichtbar machen. Das war für mich der Punkt, an dem ich mich entschied, professionell in die Humorschiene einzusteigen. Bevor ich hauptberuflich als Klinik-Clown anfang, war ich lange als Krankenpfleger tätig. Mir war es wichtig, den Humor dahin zu bringen, wo er auch nötig ist, zum Beispiel auf Palliativstationen, in schwierigen Situationen, in denen es Trauer und Schmerz gibt, wo Verlust allgegenwärtig ist. Aber auch in der Unfallchirurgie, wo Kinder und Jugendliche geröntgt werden. Humor nimmt den Menschen in diesen Situationen wenigstens für einen Moment die Schwere oder auch die Angst und bringt sie zum Lachen. Das ist die Magie des Humors.

Gibt es eine Situation aus Ihrer Arbeit, die Ihnen besonders in Erinnerung geblieben ist?

Oh, da gibt es viele! Eine besondere war ein Workshop mit einem Team, das sehr skeptisch war. Die Stimmung war anfangs eher angespannt, es gab Widerstände gegen neue Ansätze. Aber nach einer kurzen gemeinsamen Improvisationsübung hat sich die Atmosphäre komplett verändert. Plötzlich wurde gelacht, es entstand ein echtes Miteinander, und am Ende waren alle begeistert. Das sind für mich die schönsten Momente – wenn Menschen merken, dass Humor nicht nur Spaß macht, sondern auch Türen öffnen kann.

Was würden Sie Menschen raten, die Humor gezielt in ihrer Arbeit nutzen wollen?

Erst einmal: einfach ausprobieren! Viele haben Angst, nicht witzig genug zu sein, aber darum geht es gar nicht. Humor ist vielseitig. Man muss nicht der große Entertainer sein, um mit einer Prise Humor für eine angenehmere Arbeitsatmosphäre zu sorgen. Wichtig ist, authentisch zu bleiben und den richtigen Moment abzupassen. Und natürlich sollte Humor niemals auf Kosten anderer gehen – er sollte verbinden, nicht ausgrenzen.

Mehr Infos zu Sören Kaspersinski unter: www.humor-ag.de

Mikroaggressionen:

Unsichtbare Verletzungen im Fokus

von Necdet Ali Diken



„Uh, du sprichst aber gut Deutsch!“, „Ich wusste gar nicht, dass ihr auch Weihnachten feiert, ist das denn bei euch überhaupt erlaubt?“

Wenn du solche Sätze noch nie gehört hast, dann fühl dich glücklich. Für viele Menschen mit Migrationshintergrund oder anderen marginalisierten Identitäten sind solche Kommentare jedoch Alltag. Sie sind nicht als offene Beleidigung gemeint, doch sie hinterlassen Spuren. Mikroaggressionen sind subtile, oft unbeabsichtigte Bemerkungen, die Vorurteile und Stereotypen transportieren – und sie können das Gefühl verstärken, nicht dazugehören. Dieser Beitrag soll helfen, Mikroaggressionen in der Schule besser zu erkennen, sie klar zu benennen und konkrete Strategien zu entwickeln, um sie abzubauen. Denn nur, wenn wir verstehen, wie tief solche kleinen Stiche wirken, können wir eine Schulkultur schaffen, in der sich alle wertgeschätzt und respektiert fühlen.

Wenn Worte verletzen – Mikroaggressionen im Schulalltag

Mikroaggressionen sind kleine, oft unbewusste Bemerkungen oder Handlungen, die Menschen aufgrund von Merkmalen wie Hautfarbe, Geschlecht oder Herkunft abwerten. Der Begriff wurde in den 1970er-Jahren vom Psychologen Chester Pierce geprägt. Obwohl Mikroaggressionen auf den ersten Blick harmlos wirken, können sie Betroffene tief verletzen und ihr Wohlbefinden langfristig beeinträchtigen.



Mikroaggressionen treten oft unbeabsichtigt auf, doch sie verstärken das Gefühl von Ausgrenzung und Benachteiligung, besonders für Schüler*innen aus marginalisierten Gruppen.

Ein Beispiel: Eine Lehrkraft lobt einen Schüler mit Migrationshintergrund für seine „ausgezeichneten Deutschkenntnisse“. Obwohl dies positiv gemeint sein kann, vermittelt es die unterschwellige Botschaft, dass es überraschend sei, dass diese Person gut Deutsch spricht – und damit wird implizit unterstellt, dass sie eigentlich nicht dazugehört.



Mikroaggressionen in der Schule können das Selbstwertgefühl von Schüler*innen beeinträchtigen und ihre schulische Motivation verringern.

Mikroaggressionen im Schulalltag – Beispiele

Mikroaggressionen begegnen uns überall – auch in der Schule. Sie können von Lehrkräften, Mitschüler*innen oder dem Schulpersonal kommen. Oft werden sie nicht als problematisch wahrgenommen. Doch für die Betroffenen bedeuten sie eine stetige Erinnerung daran, dass sie nicht vollständig akzeptiert werden.

- Sprachliche Mikroaggressionen: „Wow, du sprichst aber gut Deutsch!“ (unterstellt, dass die Person nicht von hier ist)
- Religiöse Mikroaggressionen: „Fastet ihr im Ramadan freiwillig oder wer zwingt euch dazu?“
- Geschlechtsspezifische Mikroaggressionen: „Mädchen sind halt einfach besser in Kunst als in Mathe.“
- Soziale Mikroaggressionen: „Das ist ja toll, dass du die Hausaufgaben gemacht hast!“ (zu einem Kind aus einer finanziell schwächeren Familie)
- Behinderungsbezogene Mikroaggressionen: „Ich bewundere dich total, dass du trotz deiner Behinderung hierherkommst.“



Mikroaggressionen können in Kommentaren, Blicken, Gesten oder im Tonfall stecken – sie sind nicht immer offensichtlich, aber ihre Wirkung ist real.

Warum Mikroaggressionen schädlich sind

Mikroaggressionen treffen vor allem Schüler*innen, die bereits durch gesellschaftliche Strukturen benachteiligt sind. Forschungen zeigen, dass diese kleinen Spitzen Stress erzeugen, das Selbstbewusstsein mindern und sogar die schulischen Leistungen beeinflussen können (Nguyen, 2013).



*Laut einer Studie aus Berlin fühlen sich 40 Prozent der betroffenen Schüler*innen durch Mikroaggressionen in ihrer schulischen Entwicklung beeinträchtigt.*

Schüler*innen, die wiederholt Mikroaggressionen erfahren, entwickeln oft Strategien, um solche Situationen zu vermeiden – etwa, indem sie sich im Unterricht weniger beteiligen oder sich stärker zurückziehen. Dies kann langfristig ihre schulische und persönliche Entwicklung negativ beeinflussen (Fereidooni, 2015).

Was können Schulen tun?

Um Mikroaggressionen zu vermeiden, braucht es gezielte Maßnahmen. Hier einige Best Practices für Schulen, Lehrkräfte und Eltern:

Bewusstsein schaffen

- Fortbildungen fürs Personal helfen, Mikroaggressionen zu erkennen und zu vermeiden.
- Reflexionsrunden im Kollegium können helfen, eigene unbewusste Vorurteile zu reflektieren.

Diskriminierungssensible Schulkultur etablieren

- Lehrmaterialien sollten diverse Perspektiven beinhalten und keine stereotypen Darstellungen enthalten.
- Schüler*innen sollten ermutigt werden, sich über ihre Erfahrungen auszutauschen und sich gegenseitig zu stärken.

Konkrete Maßnahmen zur Intervention

- In Konfliktsituationen helfen wertschätzende, offene Gespräche.
- Pädagog*innen sollten klare Regeln gegen diskriminierende Sprache setzen.
- Empowerment-Programme für betroffene Schüler*innen schaffen geschützte Räume, in denen sie sich gegenseitig stärken können.



*Schulen, die gezielt gegen Mikroaggressionen vorgehen, berichten von einem besseren Klassenklima und weniger Konflikten zwischen Schüler*innen.*

Ein Beispiel aus der Praxis: Eine Berliner Schule führte Reflexionsstunden ein, in denen Schüler*innen über Alltagsrassismus und Mikroaggressionen sprechen konnten. Dies führte zu einem offeneren Austausch und zu einer Sensibilisierung im gesamten Schulumfeld.

Fazit: Kleine Veränderungen, große Wirkung

Mikroaggressionen sind oft unsichtbare Verletzungen, die tiefe Spuren hinterlassen können. Gerade in der Schule ist es essenziell, ein Bewusstsein für diese subtilen Formen der Diskriminierung zu schaffen. Eltern, Lehrkräfte und Schulleitungen müssen gemeinsam daran arbeiten, eine inklusive und respektvolle Umgebung für alle zu schaffen.



Schon kleine Verhaltensänderungen können helfen, Mikroaggressionen zu vermeiden und ein Schulklima schaffen, in dem sich alle wertgeschätzt fühlen.



Quellen:

Antidiskriminierungsstelle des Bundes. (2022): *Diskriminierungserfahrungen in Schulen; Berliner Netzwerk gegen Diskriminierung in Schule und Kita (2020): Maßnahmen gegen Diskriminierung in Schule und Kita; Dobbin, F. & Kalev, A. (2018): Bystander-Training: Eine Methode zur Intervention, Harvard Business Review; Fereidooni, K. (2015): Diskriminierungs- und Rassismuserfahrungen im Schulwesen. Springer VS; Nguyen, T. Q. (2013): „Es gibt halt sowas wie einen Marionettentäter.“ Schulisch-institutionelle Rassismuserfahrungen, kindliche Vulnerabilität und Mikroaggression, ZEP: Zeitschrift für internationale Bildungsforschung und Entwicklungspädagogik, 36(2), 20–24; Pierce, C. M. (1970): *Offensive mechanisms*. In F. B. Barbour (Ed.), *The Black Seventies* (pp. 265–282), Porter Sargent Publisher; Sue, D. W. (2010): *Microaggressions in Everyday Life: Race, Gender, and Sexual Orientation*, Wiley.*

Kontakt:

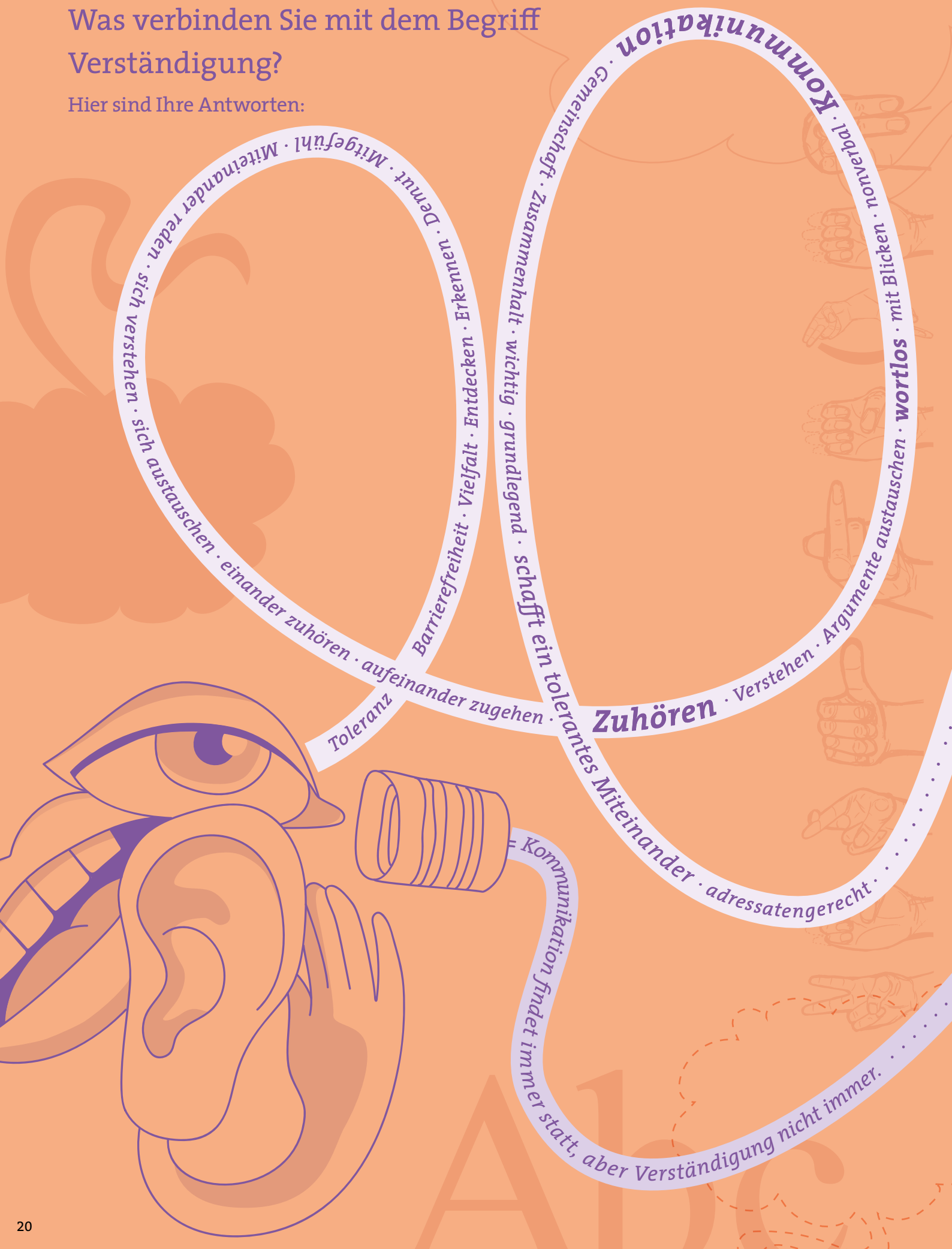
Necdet Ali Diken
Sozialarbeiter (B.A.)
Leitung Sozialpädagogischer Bereich
Schule am Zille-Park
n.diken@tjfbg.de

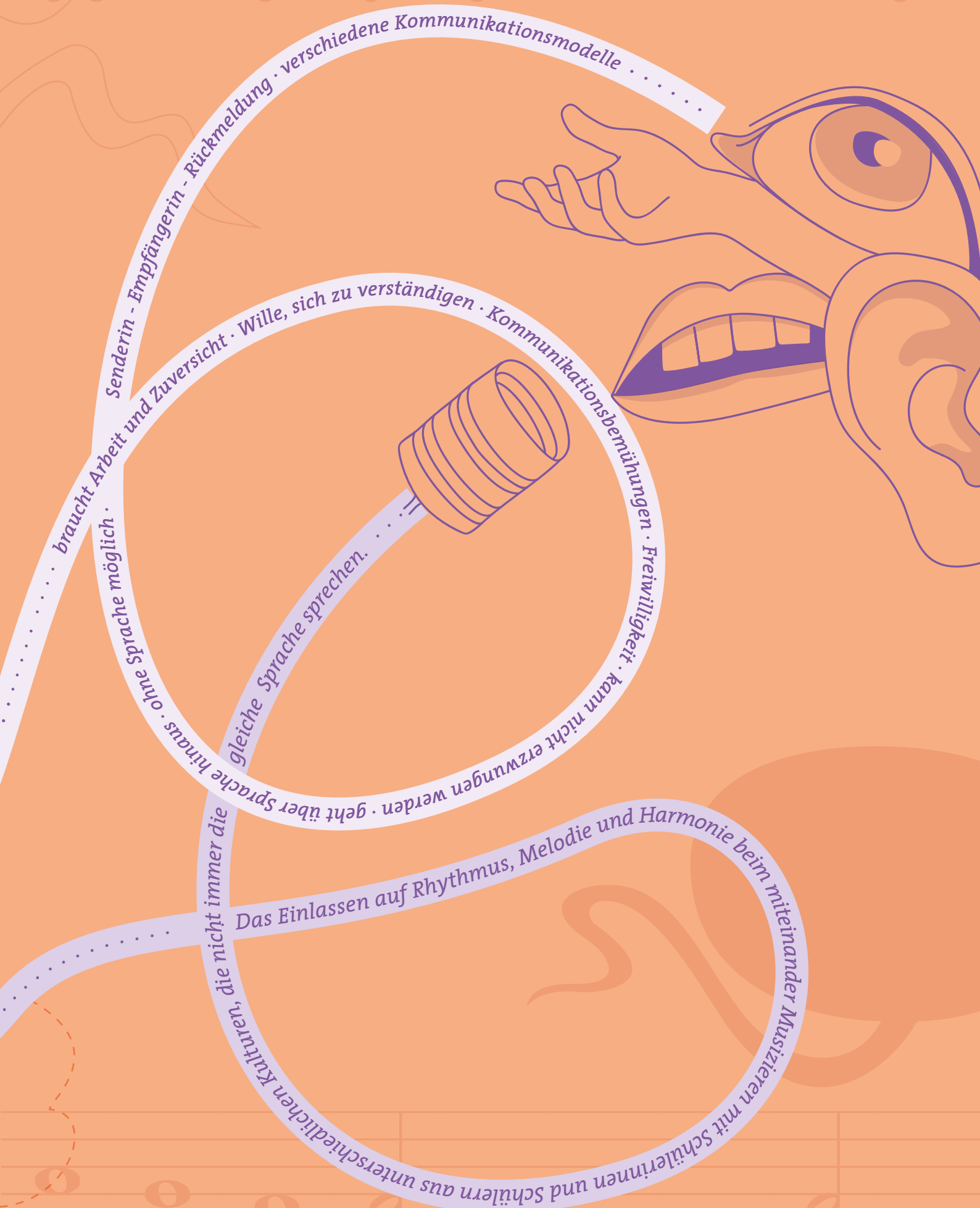


Wir haben gefragt:

Was verbinden Sie mit dem Begriff
Verständigung?

Hier sind Ihre Antworten:





Vom Sprachchaos zur Kompetenz: Mehrsprachigkeit als Ressource begreifen

„Der/die versteht das sowieso nicht“ – solche Kommentare sind nicht nur verletzend, sondern auch hinderlich für Kinder, die gerade ihre Umgebungssprache lernen, sagt Janine Hofmann. Die Diplom-Patholinguistin und Dozentin an der Berufsfachschule „Fachschulen für angewandte Pädagogik (FFAP)“ erklärt in ihrem Fachbeitrag, warum wertschätzende Kommunikation entscheidend ist und wie eine ressourcenorientierte Förderung bei mehrsprachigen Kindern gelingen kann.

Wir alle haben vermutlich schon einmal erlebt, welche Gefühle aufkommen, wenn uns die Worte fehlen

und wir unsere Wünsche, Bedürfnisse und Gedanken nicht ausdrücken können. Der fragende Blick des Gegenübers ist oft mit Skepsis behaftet und beeinflusst die Interaktion sowie die Beziehungsgestaltung. Insbesondere Kinder, die sich im Prozess des Erlernens der Umgebungssprache befinden, erleben diese Situation regelmäßig. Leider sind die Bewertungen ihrer Deutschkenntnisse häufig nicht wertschätzend formuliert. Aussagen wie „Der/die kann schlecht Deutsch“, „Der/die versteht das sowieso nicht“ oder gar Verbote, auf dem Schulhof die Muttersprache zu sprechen, beeinträchtigen die Selbstkompetenz der Kinder und stellen ihre Identifikation mit der eigenen kulturellen Herkunft infrage.

Aber warum wird die Bewertung der Deutschkenntnisse so oft thematisiert? Sprachliche Fähigkeiten sind für soziale Interaktion und das soziale Gefüge von großer Bedeutung. Kinder, die mehrsprachig aufwachsen, durchlaufen dabei unterschiedliche Phasen. Innerhalb der Bilingualität wachsen Kinder von Geburt an mit zwei Sprachen auf. Hierbei sollten die Eltern Muttersprachler sein und die Methode „One Person – One Language“ verwenden, damit sich das Kind gezielt auf die Merkmale der jeweiligen Sprache konzentrieren kann.

Mit dem Eintritt in eine pädagogische Einrichtung beginnt die intensive Auseinandersetzung mit der Umgebungssprache. Man spricht dann von sukzessiver Mehrsprachigkeit. Das Kind hat in seinen Muttersprachen bereits Konzepte für Wörter in Verständnis und Produktion entwickelt und greift auf dieses Wissen zurück. Es muss nun lernen, dass es in der neuen Sprache andere Bezeichnungen für Gegenstände, Handlungen, etc. gibt. Dieser Erwerbsprozess verläuft in vier Phasen:

Phase 1: Die ruhige Phase

Zunächst befindet sich das Kind in der ruhigen Phase. Es gewöhnt sich an den Klang der neuen Sprache, agiert eher als stiller Beobachter und analysiert den Gebrauch von wiederkehrenden sprachlichen Äußerungen.

Phase 2: Erste Anwendung

Das Kind beginnt, auswendig gelernte Sätze in unterschiedlichen Handlungssituationen anzuwenden und probiert sich aus. Hier wird Bestätigung durch die Umwelt benötigt, wenn diese korrekt angewendet wurden, da diese Sicherheit gibt.

Phase 3: Systemspezifisches Chaos

In dieser Phase vermischt das Kind Wörter und grammatikalische Strukturen aus verschiedenen Sprachen (Code-Mixing). Dies ist eine hohe Kompetenz des Gehirns und sollte nicht als Fehler betrachtet werden.



Denn das Kind nutzt die Fähigkeiten aus allen Sprachen, um sich mitzuteilen. Durch korrekatives Feedback von Bezugspersonen lernt es nach und nach seine Äußerungen an die Umgebungssprache anzupassen. Diese Phase bildet die Grundlage für den Übergang zur letzten Phase.

Phase 4:

Ausbau der Sprachkompetenzen

Das Kind baut seine sprachlichen Kompetenzen weiter aus, festigt seinen Wortschatz und seine grammatikalischen Fähigkeiten, hält sich stärker an die Regeln der Umgebungssprache und die kommunikativen Interaktionen nehmen zu.

Die Dauer jeder Phase kann individuell variieren, in der Regel dauert sie zwischen drei und sechs Monaten. Manche Kinder durchlaufen die Phasen schneller, andere lassen sich mehr Zeit – beides ist völlig in Ordnung. Denn unter Druck sinkt die Motivation, sich mit der Sprache auseinanderzusetzen. Die Möglichkeit, die Sprache in nicht-pädagogischen Kontexten weiter anzuwenden, fördert das sprachliche und interaktive Verhalten der Kinder zusätzlich. Wichtig ist, dass die Identität der Kinder in allen Bereichen ressourcenorientiert unterstützt wird. Dazu gehört auch, ihnen Raum zu geben, ihre Muttersprache(n) zu sprechen und ihre Interessen zu stärken. So fühlen sie sich im sozialen Gefüge sicher und wertgeschätzt.

Quellen:

- Dintsioudi, A. & Krankenhagen, J. (2020): *Mehrsprachigkeit in der KiTa von Anfang an gut begleiten, nifbe-Beiträge zur Professionalisierung* Nr. 12;
- Cicero Catanese, G. (2023): *Dynamische Mehrsprachigkeit und deren Förderung in der Kita: Ressourcen, Dissonanzen und Eisbrecher, Kita-Fachtexte*;
- Kühn, S. (2021): *Frühe Mehrsprachigkeit im Kita-Alltag begleiten, Kita-Fachtexte* Küpelikilinc;
- N. & Özbölük, M.-T. (2016): *Mehrsprachigkeit - Aktionen und Projekte in Kindertagesstätte und Schule, Magistrat der Stadt Frankfurt am Main Amt für multikulturelle Angelegenheiten*;
- Kaiser-Kratzmann, J. & Sachse, S. (2022): *Mehrsprachigkeit in der Frühen Bildung, Waxmann*

Kontakt:

Janine Hofmann
Dipl. Pathologin
Koordination und fachliche Begleitung
Facherzieher*in Integration
Koordination und fachliche Begleitung
Weiterbildung Schulische Inklusionsassistenten
Fachschulen für angewandte Pädagogik (FFAP)
ja.hofmann@tjfbg.de





Faszination Amateurfunk

Kommunikation war früher anders – lange vor dem Internet verbanden Funkstationen Menschen rund um den Globus. Das Amateurfunk boomte. Einer, der diese Ära voll ausgekostet hat, ist Sieghard Scheffczyk, ein tjfbg-Urgestein, Projektleiter der Jugend-TechnikSchule und Redakteur der tjfbg-Zeitschrift KONTE XIS. Mit ihm reisen wir zurück in eine Zeit, in der das Morsen zum Handwerkszeug gehörte und eine Verbindung nach Übersee eine kleine Sensation war.

Herr Scheffczyk, wir befinden uns hier im FEZ, Europas größtem gemeinnützigen Kinder-, Jugend- und Familienzentrum mitten in der Berliner Wuhlheide. Sie waren jedoch schon lange vor dessen heutiger Form hier tätig und haben mit Jugendlichen gearbeitet. Erzählen Sie mal.

Dieses Haus wurde 1979 als Pionierpalast der ehemaligen DDR eröffnet. Zu dieser Zeit war ich im Werk für Fernsehelektronik tätig. Ich kam frisch von der Uni und unser Werk hatte eine Patenschaft mit dem Pionierpalast. In diesem Rahmen gab es einmal wöchentlich einen Nachmittagskurs, in dem wir Kinder und Jugendliche an Funktechnik, Elektrotechnik und Elektronik heranführen wollten. Einer dieser Schüler war unser heutiger Geschäftsführer Thomas Hänsgen, den ich in der 6. Klasse kennengelernt habe. Schon zu dieser Zeit war er so begeistert und technikaffin, dass

er einige Zeit später eine Amateurfunklizenz erwarb, die er bis heute besitzt. Mitte der 80er-Jahre nahm er an den Kursen teil und blieb mit großem Engagement dabei. Nach 1990 kehrte er zurück, arbeitete zunächst als Erzieher und gründete 1991 den Technischen Jugendfreizeit- und Bildungsverein – den Vorreiter der heutigen tjfbg gGmbH.

Warum war eine Amateurfunklizenz damals so besonders?

Eine solche Lizenz zu erwerben, ist anspruchsvoll. Ein Funkamateurliebt dieses Hobby nicht nur aus persönlichem Interesse, sondern muss auch bestimmte Voraussetzungen erfüllen. Amateurfunk ist eine völkerverbindende Betriebsart, die es ermöglicht, mit Menschen auf der ganzen Welt in Kontakt zu treten. In der DDR war das besonders spannend, weil die Möglichkeiten zur internationalen Kommunikation stark eingeschränkt waren. Wer international telefonieren wollte, musste zumeist über das Fernamt gehen, und Briefe ins Ausland dauerten oft Wochen. Die Amateurfunklizenz bot also eine seltene Möglichkeit, sich über die Landesgrenzen hinaus zu verständigen. Zudem war der Erwerb der Lizenz mit hohen Anforderungen verbunden: Neben technischem Wissen musste man das Morsen beherrschen, was viele abschreckte. Wer die Lizenz bekam, hatte also eine besondere Fähigkeit und durfte sich als Teil einer exklusiven Gemeinschaft von Funkamateuren betrachten.

Was musste man für die Lizenzprüfung lernen?

Die Lizenzprüfung für den Amateurfunk war ein komplexer Prozess, bei dem verschiedene Fähigkeiten und Kenntnisse abgefragt wurden. Besonders herausfordernd war das Morsen. Es wurde verlangt, dass man das Morsealphabet beherrschte und in der Lage war, Nachrichten in Form von Punkten und Strichen zu übermitteln. Für viele war das Morsen eine Art „Geheimschrift“, da es für Uneingeweihte nicht verständlich war. Menschen mit einem musikalischen Gehör fanden es hingegen oft leichter, da sie das Morsealphabet als „tönende Telegrafie“ wahrnahmen. Man musste die Zeichen, also die Kombinationen aus Punkten und Strichen, genau hören und erkennen können, um die Nachricht korrekt zu entschlüsseln. Zusätzlich zu dieser praktischen Herausforderung waren auch technische Kenntnisse erforderlich. Die angehenden Funkamateure mussten verstehen, wie Sender und Empfänger funktionierten, und die internationalen Regeln des Amateurfunks waren zu lernen. Diese Regeln sorgten dafür, dass der Funkverkehr weltweit harmonisch und nach denselben Standards durchgeführt wurde. Ein weiteres wichtiges Element der Prüfung war das Wissen um die Landeskenner. Jede Funkstation hatte eine spezifische Kennung, um den Ursprung des Signals zu identifizieren. Zum Beispiel hatte Deutschland den Buchstaben D, während die USA mit W gekennzeichnet waren. Diese Kennungen waren wichtig für den internationalen Austausch und die korrekte Zuordnung der Kommunikation.



Ist das Morsen mit Stenografie vergleichbar?

Ja, gewissermaßen. Stenografie wurde entwickelt, um schneller zu schreiben, indem man Wörter und Silben mit verkürzten Zeichen darstellt. Das Morsen funktioniert ähnlich – es ist die einfachste und älteste Form digitaler Kommunikation, bei der es nur zwei Zeichen gibt: Punkt und Strich.

Ein geübter Morsetelegrafist kann mit einer erstaunlichen Geschwindigkeit „sprechen“, ähnlich wie ein Stenograf schnell mitschreiben kann. Außerdem hat das Morsen eine ganz eigene Ästhetik. Erfahrene Funker können den Rhythmus und die Pausen hören und daran erkennen, wer am anderen Ende der Leitung ist – fast so, als würde jeder Mensch eine eigene Handschrift oder Stimme im Morsecode haben.

Gab es bestimmte Einschränkungen, was man funken durfte?

Ja, es gab strenge Regeln. Man durfte den eigenen Namen, den Standort, die verwendete Technik und das Wetter übermitteln. Alles, was darüber hinausging, war grundsätzlich verboten. Besonders Inhalte, die auch in einem Brief oder Telegramm stehen könnten, waren tabu, weil das der Post Umsatz genommen hätte. Besonders streng wurde der Funkverkehr in der DDR kontrolliert. Ich selbst bekam einmal eine Verwarnung, weil ich einem westdeutschen Funker ausrichtete, dass sein Verwandter in meiner Nachbarschaft wohnt – das galt als „unzulässige Informationsweitergabe“.

Gab es besondere Erlebnisse aus Ihrer Funkzeit?

Oh ja, viele! Ein besonders aufregendes Erlebnis hatte ich in der 10. Klasse. Damals saß ich nachmittags an meinem Funkgerät und hatte plötzlich Kontakt zu einem Funkamateurl aus Boston, Massachusetts, bekommen. Das war eine Sensation für mich – ich hatte ja keine Ahnung, dass meine Signale so weit reichen könnten! Um zu beweisen, dass man mit jemandem gefunkt hat, wurden sogenannte QSL-Karten verschickt – eine Art Postkarte als Bestätigung der Funkverbindung. Ich erinnere mich noch genau an meine erste QSL-Karte aus den USA. Sie kam per Brief aus Boston, versehen mit wunderschönen Briefmarken. Als ich sie in den Händen hielt, fühlte es sich an, als hätte ich eine Botschaft aus einer anderen Welt bekommen. Solche Momente machten den Amateurfunk für mich so besonders – diese direkte, persönliche Verbindung mit Menschen aus weit entfernten Ländern, lange bevor es das Internet gab. Der besondere Reiz der „kurzen Wellen“ fasziniert mich auch heute noch!

Gibt es heute noch einen praktischen Nutzen für den Amateurfunk?

Auf jeden Fall. Auch wenn heute jeder ein Handy hat, sind Funkamateure oft die Einzigen, die in Krisensituationen noch kommunizieren können. Wenn Mobilfunkmasten ausfallen, funktioniert Amateurfunk noch. Es ist also ein wichtiges Backup-System für die Kommunikation.



Kontakt:
Siegward Scheffczyk
Projektleiter JugendTechnikSchule
s.scheffczyk@tjfbg.de

Ein Weg zu mehr Chancengleichheit

Der Berliner Teilhabe- und Förderplan setzt auf mehr Verständigung zwischen Eltern, pädagogischen Fachkräften, Institutionen – und vor allem den Kindern selbst. Andrea Voss, Fachberaterin für frühkindliche Bildung, Teilhabe und Inklusion, erklärt die zentralen Aspekte und Herausforderungen.

In Berlin wird durch die Umsetzung des Bundesteilhabegesetzes an einem nachhaltigeren Konzept zur individuellen Förderung von Kindern mit besonderem Unterstützungsbedarf gearbeitet: dem neuen Berliner Teilhabe- und Förderplan. Ziel dieses Plans ist es, durch eine engere Zusammenarbeit verschiedener Institutionen – darunter der Kinder- und Jugendgesundheitsdienst, das Jugendamt, Schulen und Kitas – Fördermaßnahmen gezielter zu koordinieren. Jeder Bezirk hat dabei seine eigenen administrativen Vorgaben, doch die übergreifende Idee bleibt gleich: Jedes Kind soll die bestmögliche Unterstützung erhalten, um sich individuell und optimal entwickeln zu können. Ein zentraler Bestandteil des neuen Teilhabe- und Förderplans ist die Definition klarer und realistischer Entwicklungsziele. Hierbei kommt zunehmend die sogenannte SMART-Methode zum Einsatz, nach der Ziele spezifisch, messbar, attraktiv, realistisch und terminiert sein sollen. Statt allgemeiner Maßnahmen werden nun konkrete Entwicklungsschritte formuliert. Beispielsweise könnte ein Förderziel lauten, dass ein Kind mit erhöhtem Förderbedarf innerhalb von zwei Monaten eine Fähigkeit erwirbt, die es bisher noch

nicht hatte, z. B.: „Lea spielt mit einem anderen Kind“. In der Praxis bedeutet dies, dass Fördermaßnahmen passgenauer auf das Kind abgestimmt werden. So wurde beispielsweise bei einem fünfjährigen Jungen mit Sprachentwicklungsverzögerung das Ziel gesetzt, dass er sich innerhalb von sechs Monaten in vollständigen Sätzen ausdrücken kann. Dies wurde durch gezielte Sprachförderung in der Kita, regelmäßige Elterngespräche und die Einbin-

Manchmal kann es auch bedeuten, vereinbarte Ziele zu hinterfragen: Entspricht das wirklich den Bedürfnissen des Kindes oder eher den Erwartungen der Erwachsenen?

dung eines Logopäden unterstützt. Bereits nach vier Monaten waren deutliche Fortschritte sichtbar, was die Eltern und Fachkräfte gleichermaßen motivierte.

Mehr Kommunikation und Abstimmung mit Eltern und Institutionen

Elterngespräche spielen in diesem Prozess eine entscheidende Rolle. Eltern werden nicht nur nach ihren Wünschen für die Entwicklung ihres Kindes gefragt, sondern entwickeln gemeinsam mit den Fachkräften Teilhabeziele. Durch regelmäßige Gespräche – mindestens einmal im Jahr, oft

jedoch häufiger – wird überprüft, wie sich das Kind entwickelt und welche weiteren Schritte notwendig sind. Dabei spielen die umweltbezogenen Faktoren – wie etwa die Familie – eine entscheidende Rolle. Beispielsweise kann bei Trennungen oder anderen familiären Herausforderungen eine Empfehlung für weiterführende Beratungsangebote ausgesprochen werden. Ein Beispiel verdeutlicht diese Vorgehensweise: Eine dreijährige, motorisch stark

eingeschränkte Kita-Besucherin konnte sich nicht eigenständig fortbewegen, wollte jedoch Kontakt zu anderen Kindern aufnehmen. Die Eltern wünschten sich, dass sie das Laufen erlernt. In Zusammenarbeit mit den Fachkräften wurde

dieses große Ziel in kleinere, erreichbare Schritte unterteilt – von der ersten Drehbewegung bis hin zum selbstständigen Laufen. Fachkräfte und Eltern haben im Teilhabebereich Mobilität so ein gemeinsames Ziel gefunden. Auch der Perspektivwechsel ist ein wichtiger Aspekt der Zusammenarbeit mit den Eltern. Fachkräfte versuchen, die individuelle Familiensituation zu verstehen, ohne zu bewerten. Dadurch können sie passgenaue Unterstützung anbieten, sei es durch Empfehlungen für familienbegleitende Hilfen oder durch die Vermittlung an spezialisierte





Beratungsstellen. Neben der engen Zusammenarbeit mit den Eltern ist die Abstimmung zwischen den beteiligten Institutionen entscheidend. Der Kinder- und Jugendgesundheitsdienst, das Jugendamt sowie Kitas und Schulen müssen eng miteinander kommunizieren, um sicherzustellen, dass alle Maßnahmen sinnvoll ineinandergreifen. Während jeder Bezirk eigene administrative Vorgaben hat, wird kontinuierlich daran gearbeitet, den Berliner Teilhabe- und Förderplan als standardisiertes Konzept in allen Bezirken zu verankern.

Die Kinderperspektive sichtbar machen

Ein besonders wichtiger Aspekt bei der Umsetzung des Berliner Teilhabe- und Förderplans ist die Berücksichtigung der Kinderperspektive. Es geht nicht nur darum, die Sicht des pädagogischen Teams und der Eltern zu erfassen, sondern auch die Wahrnehmung und Wünsche der Kinder einzubeziehen. Unter allen Teilhabebereichen wird explizit darauf geachtet, wie das Kind selbst seine Situation erlebt. Doch wie kann man die Kinderperspektive

herausfiltern? In erster Linie durch gezielte Fragen: „Womit spielst du gerne?“ Oder im Falle eines Konflikts: „Was müsste jetzt passieren, damit es dir bessergeht?“ Auch jüngere Kinder oder solche mit Sprachbarrieren sollen die Möglichkeit haben, sich mitzuteilen. Hier helfen Bildkarten oder andere visuelle Materialien. In manchen Fällen kann eine beobachtende Perspektive eingenommen werden, die in Anführungszeichen festgehalten wird, um zu verdeutlichen, dass es sich um eine subjektive Einschätzung handelt. Das Ziel ist es, feinfühler auf die Reaktionen der Kinder zu achten, ihre Zustimmung oder Ablehnung ernst zu nehmen und dies in den Förderplan einfließen zu lassen. Manchmal kann es auch bedeuten, vereinbarte Ziele zu hinterfragen: Entspricht das wirklich den Bedürfnissen des Kindes oder eher den Erwartungen der Erwachsenen?

Der Berliner Teilhabe- und Förderplan zeigt, wie wichtig eine enge Abstimmung zwischen allen in der Kita arbeitenden Fachkräften, Institutionen und Eltern ist, um Kinder mit besonderem Unterstützungsbedarf gezielt zu fördern. Durch klare Zielsetzungen, regelmäßige Evaluationen und die Berücksichtigung der individuellen Familiensituation kann eine nachhaltige und wirksame Förderung erreicht werden. Die bisherigen Erfahrungen zeigen, dass dieser Plan eine wertvolle Grundlage für mehr Chancengleichheit und individuelle Entwicklungsmöglichkeiten bietet – ein wichtiger Schritt, um Teilhabebarrrieren zu ermitteln und Teilhabe in allen Bereichen zu ermöglichen.

Kontakt:
Andrea Voss
Fachberaterin im Bereich der
frühkindlichen Bildung
Teilhabe und Inklusion
a.voss@kaeptnbrowser.de





Mit wertschätzender Kommunikation *Talente begeistern*

von Lea Obst

In Zeiten eines arbeitnehmerfreundlichen Arbeitsmarktes ist es entscheidender denn je, die Bedeutung eines reibungslosen und wertschätzenden Bewerbungsprozesses zu erkennen. Insbesondere für das Auswahlverfahren für die dual Studierenden der Hochschule für Soziale Arbeit und Pädagogik und die Auszubildenden der Fachschulen für angewandte Pädagogik mit Praxisstellen bei der tjfbg gGmbH ist es unerlässlich, einen klaren Fokus auf den Austausch und die Kommunikation zu legen. Der Bewerbungsprozess ist nicht nur ein Schritt, um offene Praxisstellen zu besetzen, sondern auch eine Gelegenheit, potenzielle Talente von der pädagogischen Arbeit zu begeistern und langfristig zu binden. Eine effektive Kommunikation während dieses Prozesses kann den Unterschied zwischen einem erfolgreichen Kandidaten und einem verlorenen Potenzial ausmachen. Klare und transparente Kommunikation beginnt bereits mit der Stellenausschreibung: Bewerber*innen werden sofort nach Eingang ihrer Bewerbung über den weiteren Verlauf informiert.

Ein zentraler Aspekt ist die Schnelligkeit der Kommunikation. In einer digitalen Zeit, in der Informationen in wenigen Sekunden über verschiedene Kanäle verbreitet werden, ist es besonders wichtig, dass Unternehmen schnell auf Bewerbungen reagieren. Lange Wartezeiten können nicht nur den Bewerbungsprozess verzögern, sondern auch das Interesse der Kandidaten mindern und sie dazu veranlassen, sich anderen Möglichkeiten zuzuwenden. Ein zeitnahe Feedback signalisiert Wertschätzung und Respekt gegenüber den Bewerbern und trägt dazu bei, eine positive Wahrnehmung des Unternehmens zu schaffen. Darüber hinaus ist die persönliche Kommunikation für uns von entscheidender Bedeutung. Ein respektvoller und transparenter Austausch während des gesamten Prozesses trägt dazu bei, Vertrauen aufzubauen und eine positive Beziehung zwischen uns als Träger und den Bewerbern zu fördern. Das bedeutet nicht nur, Informationen über den Stand des Bewerbungsprozesses bereitzustellen, sondern auch auf Fragen und Anliegen der Bewerber einzugehen und ein offenes Ohr für deren Anliegen zu haben.

Insgesamt ist die Bedeutung des regelmäßigen Austauschs und einer schnellen sowie wertschätzenden Kommunikation während des Bewerbungsprozesses nicht zu unterschätzen. In einem arbeitnehmerfreundlichen Arbeitsmarkt ist es entscheidend, sich von der Konkurrenz abzuheben und potenzielle Talente durch eine positive Bewerbererfahrung zu begeistern und langfristig bei der tjfbg zu halten. Das bedeutet zum Beispiel: schnelle Rückmeldungen, ein transparentes Bewerbungsverfahren, Bewerber*innen dort abholen, wo sie stehen, sie regelmäßig über den aktuellen Stand informieren, wertschätzend kommunizieren, persönliche Bewerbungsgespräche führen, intensiven telefonischen Kontakt halten und ein strukturiertes Onboarding durch den Welcome Day ermöglichen.

Kontakt:
Lea-Salina Obst
Fachkräftebüro
l.obst@tjfbg.de



Ob spielen, buzzern, andere zum Lachen bringen oder die tollsten Ideen der Welt umsetzen – auch in dieser Ausgabe warten wieder großartige Preise auf Sie!

MITMACHEN UND GEWINNEN!

1x



1. Preis: Das tjfbg-MONOPOLY (Edition Grundschule)

Das beliebte Spiel wurde anlässlich des 33. Geburtstages der tjfbg erstmalig aufgelegt und möchte die engagierte sozialpädagogische Arbeit unserer Mitarbeitenden an Grundschulen in den Mittelpunkt rücken. Es gibt zwei Kartensätze – einmal für Erwachsene und einmal für Grundschulkinder. Die Spielidee stammt von Mitarbeitenden aus der Pusteblume-Grundschule, die eine Arbeitsgruppe begründet haben, in der Kolleg*innen aus mehreren Schulen mitgewirkt haben.

2. Preis: Internationale Ideenbox

Die Internationale Ideenbox entstand aus der Frage, wie Kinder von 8 bis 12 Jahren für Vielfalt und Nachhaltigkeit sensibilisiert werden können: Kolleg*innen der tjfbg und internationale Partnerorganisationen haben ihre Ideen in Kartenform gesammelt, die Spiele, Experimente und Aktivitäten zu verschiedenen Themen vorstellen. Die Karten eignen sich z. B. für (außer-)schulische Angebote.

2x



3x



3. Preis: tjfbg-Buzzer

Der tjfbg-Buzzer wurde für Schnellratespiele, Quiz- und Antwortrunden entwickelt und bei der schulübergreifenden Aktion „TV-Spiele-Duell“ (02/2023) verschenkt. Er eignet sich für beliebte Spiele wie Halli Galli oder Tabu und bringt mit seinem Quiz-Feeling Motivation, Spannung und jede Menge Spaß – nicht nur für die „Kleinen“.

2x



4. Preis: rote Nasen

Die rote Nase steht für uns für das Thema „Humor in der sozialen Arbeit“. Sie kann helfen, den Ernst aus einer Situation zu nehmen oder in Rollenspielen eingesetzt werden. Sich selbst weniger ernst zu nehmen oder die Perspektive auf eine Sache zu ändern, unterstützt die Auseinandersetzung mit sich und anderen.

Teilnahme über diesen QR-Code



Tragen Sie hier Ihren Namen und Ihre E-Mail-Adresse ein. Nach dem Teilnahmeschluss werden die Gewinner für die einzelnen Preise per Zufallsprinzip ausgelost und per E-Mail kontaktiert.

Teilnahmeschluss ist 05.09.2025

Hinweis zum Datenschutz:





Keine Schule wie jede andere

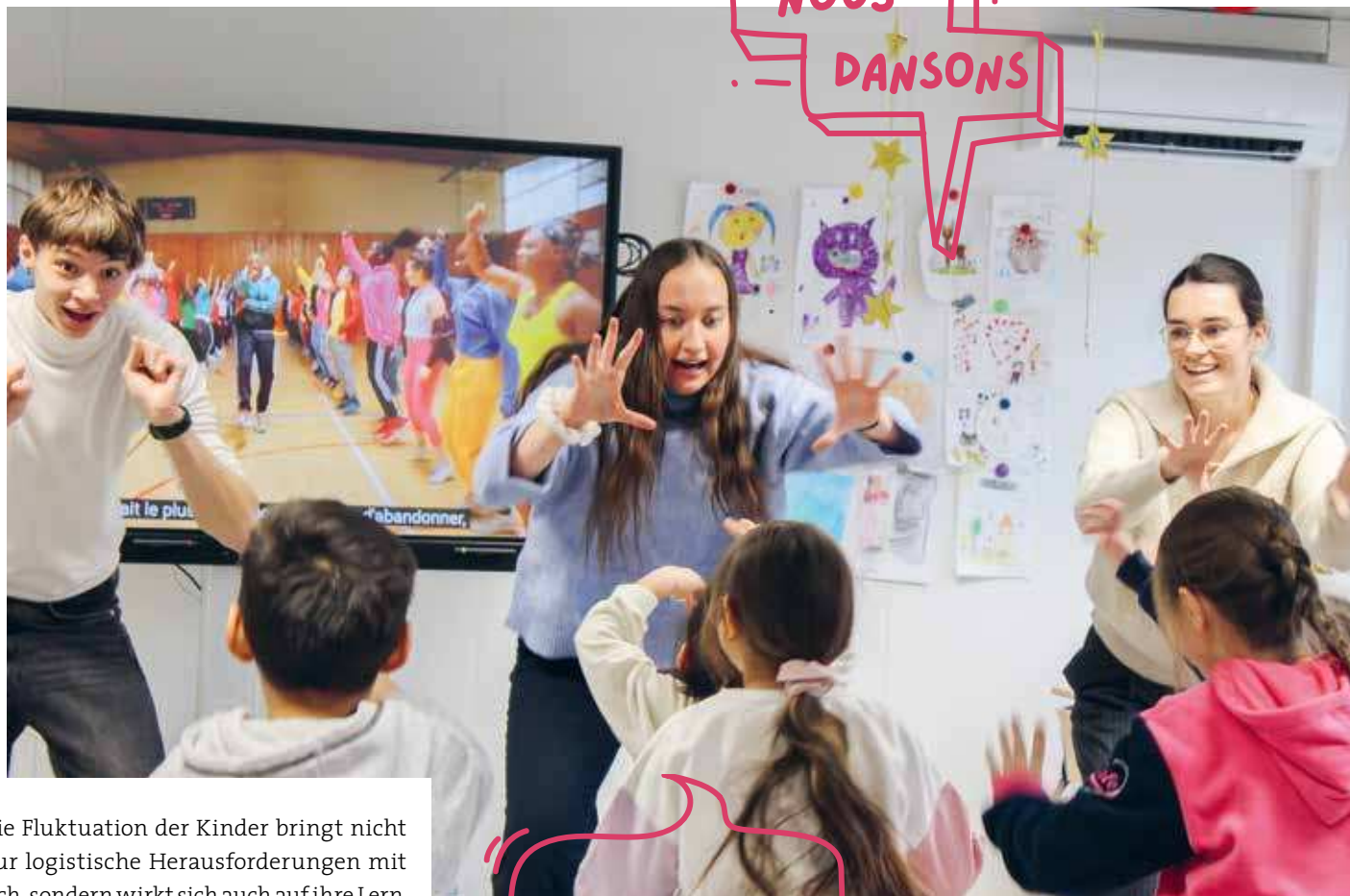
In der Willkommensschule TXL ist der Krieg ganz nah. Rund 400 geflüchtete Kinder aus der Ukraine gehen hier zur Schule – der Versuch, ihnen ein Stück Normalität zu bieten und im besten Fall die Chance, dass sie irgendwann in einer „normalen“ Berliner Schule unterkommen. Wie klappt es denn hier mit der Verständigung? Wir haben die Einrichtung besucht.

Gut ein Jahr ist es her, dass die Willkommensschule TXL in Berlin ihre Türen öffnete. Eine Einrichtung auf dem ehemaligen Flughafengelände, fußläufig vom Ankunftszentrum Tegel, die den geflüchteten Kindern aus der Ukraine eine erste schulische Übergangsheimat bietet. Hier ist der Krieg schmerzhaft nah. „Als ich neulich draußen stand, hat ein Kind bitterlich geweint. Erst dachte ich, jemand hat ihn geärgert. Dann erzählte es mir, dass sein Papa am Tag zuvor im Krieg gestorben ist“, erzählt Friedo Hehmann. Der koordinierende Erzieher und sein Team sind hier mehr als nur Pädagogen. „Es ist eine krasse Herausforderung, die mir aber auch viel gibt“, sagt er. Eine der Herausforderungen

sind die sprachlichen Hürden. An diesem Tag hört man auf den kargen Fluren der aufeinandergestapelten Container aber nicht nur ukrainisch, russisch und deutsch, sondern auch französisch. Die Willkommensschule TXL hat Besuch aus Frankreich: Eine Gruppe von Auszubildenden im Bereich Freizeitpädagogik von „Les Francas“ aus der Bretagne, einer Partnerorganisation des Trägers tjfbg, ist dank einer Förderung des Deutsch-Französischen Jugendwerks (DFJW) nach Berlin gekommen und wird in den kommenden Tagen Angebote für die Kinder der Willkommensschule gestalten – ganz ohne Sprachkenntnisse, dafür mit viel Bewegung und Musik.

Der Alltag hier unterscheidet sich grundlegend von dem einer regulären Schule: Kinder kommen und gehen, Klassenverbände sind nicht beständig und die sprachliche Vielfalt stellt das Team vor ständige Herausforderungen. Doch trotz dieser besonderen Umstände gelingt es den pädagogischen Fachkräften einen stabilen Lernraum zu schaffen – mit viel Engagement, Flexibilität und kreativen Lösungen. Die Kinder der Willkommensschule erhalten vor allem Unterricht in Deutsch als Zweitsprache. Ergänzt wird das Angebot durch Mathe, Englisch, Kunst, Musik und – soweit das logistisch machbar ist – auch Sport. Ein regulärer Lehrplan ist in dieser Umgebung jedoch kaum umsetzbar, da sich die Zusammensetzung der Klassen ständig ändert. „Wir starten gefühlt alle drei Wochen ein neues Schuljahr“, beschreibt Hehmann die Lage.





WE BECELO

Die Fluktuation der Kinder bringt nicht nur logistische Herausforderungen mit sich, sondern wirkt sich auch auf ihre Lernmotivation aus. Viele Schülerinnen und Schüler wissen nicht, ob sie langfristig in Berlin bleiben werden oder wann sie in ihr Heimatland zurückkehren können. Dies beeinflusst ihre Bereitschaft, Deutsch zu lernen und sich in das Schulsystem zu integrieren. Die Lehrkräfte setzen daher verstärkt auf spielerische Methoden, um den Kindern die deutsche Sprache näherzubringen. Beziehungsarbeit braucht Verständigung. Um sich sprachlich gegenseitig zu verstehen, ist der Google Übersetzer ein unverzichtbares Hilfsmittel im schulischen Alltag. „Wir kriegen bald zwei ukrainische Fachkräfte, die uns sehr helfen werden“, sagt Hehmann. Bis dahin bleibt die Kommunikation ein Mix aus Gestik, Mimik und Technik. Trotzdem wird darauf geachtet, dass die Kinder möglichst oft Deutsch sprechen, um ihre Sprachfähigkeiten zu verbessern. „Wenn sie unter sich sind, sprechen sie fast ausschließlich Ukrainisch“, erklärt er. Eine bewusste Sprachförderung ist deshalb essenziell, um ihnen irgendwann den Übergang in Regelschulen zu erleichtern.

Auch wenn die Gegebenheiten der Einrichtung nicht ideal sind, die Willkommensschule bietet den Kindern dennoch eine geschützte Umgebung, in der sie Kind sein können. „Der Unterricht findet hier in Containern statt – Container erinnern viele Kinder an eine Baustelle oder eine Notunterkunft. Das macht es schwierig, eine richtige Schulatmosphäre zu schaffen“, gibt der Erzieher zu bedenken. Zudem stellt die fehlende Vernetzung mit Regelschulen eine Herausforderung dar. „Eigentlich bräuchte es eine Person, die sich nur um die Übergänge der Kinder in andere Schulen kümmert“, erklärt er. Doch für eine solch individuelle Begleitung fehlt die Zeit.

Trotz der schwierigen Rahmenbedingungen funktioniert die Schule durch enge Zusammenarbeit der Lehrkräfte und Pädagogen. „Jedes Kind hier hat seine eigene Geschichte. Einige haben den Krieg hautnah erlebt oder sind ohne oder nur mit einem kleinen Teil ihrer Familien hier“, sagt Hehmann. Eine enge Abstimmung zwischen den unterschiedlichen Fachkräften ist daher essenziell. Das gemeinsame Ziel: den Kindern durch den Schulbesuch ein Stück Normalität zu bieten. Das gelingt an diesem Tag vor allem den jungen französischen Animatoren, die in einer ersten Klasse die Kinder nach nur einem Song mitreißen können. Selbst der Junge, der schüchtern neben der Lehrerin kauert und zunächst partout nicht mitmachen möchte, steht plötzlich mitten im Raum und brüllt mit den anderen wie ein Löwe, lacht und bewegt sich frei zur Musik.

TAK

Kontakt:
Friedo Hehmann
Koordinierender Erzieher
Sozialpädagogischer Bereich
der Willkommensschule TXL
f.hehmann@tjfbg.de





Wenn Kinder lernen, Streit zu schlichten

Streitereien gehören zum Schulalltag dazu. Dank des Konfliktlotsenprojektes an der Grundschule in Rosenthal lernen die Schülerinnen und Schüler selbst Verantwortung für eine friedliche Atmosphäre zu übernehmen. Die HSAP-Studentin Lena Maurer hat gemeinsam mit der Sozialarbeiterin Juliane Hardt das Projekt an der Schule etabliert.

Sie tragen grüne Leuchtwesten und haben einen Dienstausweis – die Konfliktlotsen der Grundschule in Rosenthal sind auf dem Schulhof nicht zu übersehen. Das ist auch gut so. Denn die Viertklässler wurden speziell dafür ausgebildet, Streitigkeiten fair schlichten zu können. Gibt es Zank, können die Beteiligten freiwillig die Unterstützung eines Konfliktlotsen in Anspruch nehmen. Das Konzept der Konfliktlotsen – auch Streitschlichter oder Peer-Mediatoren genannt – ist ein Ansatz zur gewaltfreien Konfliktlösung, der vor allem an Schulen, aber auch in anderen Gemeinschaften wie Vereinen oder Unternehmen Anwendung findet. Konfliktlotsen sind speziell ausgebildete Personen, meist Schülerinnen und Schüler, die helfen, Streitigkeiten zwischen Gleichaltrigen auf eine faire und konstruktive Weise zu lösen. Sie sind unparteiisch und handeln vertraulich.

„Meine damalige Anleiterin hat mir davon erzählt und ich selbst war auch Konfliktlotsin während meiner Grundschulzeit. Daherschlug ich vor, dass wir das auch hier einführen“, erzählt Lena Maurer, Studentin der Hochschule für Soziale Arbeit und Pädagogik (HSAP). Nach vielen Gesprächen mit den pädagogischen Fachkräften und der Schulleitung bekamen sie grünes Licht für das Projekt. „Wir haben uns auf drei Tage geeinigt, an denen wir die Kinder aus dem Unterricht herausnehmen. Im benachbarten Kinder- und Jugendzentrum Landhaus e. V. fand die Ausbildung der Lotsen

statt“, sagt Juliane Hardt. Die Entscheidung fiel darauf, die Schülerinnen und Schüler der 4. Klasse als Konfliktlotsen auszubilden, damit sie im besten Fall zwei Jahre, also bis Ende der Grundschulzeit, etwas davon haben. Interessierte Kinder mussten sich zunächst bewerben und erklären, warum sie sich für die Aufgabe eignen. Die Motivation war unterschiedlich. „Manche wollten helfen, weil sie selbst schon oft in Streit-situationen geraten waren, andere wollten einfach dazu beitragen, dass weniger Kinder traurig nach Hause gehen“, erzählt Maurer.





Ende 2023 ging es dann richtig los. In den Hofpausen sind die Konfliktlotsen in zwei bis drei Zweier-Teams unterwegs und achten darauf, ob es Streitigkeiten gibt. Sie bieten ihre Hilfe an oder werden von Mitschülerinnen und Mitschülern angesprochen, um Konflikte zu lösen – dank der knallgrünen Weste und ihrem Dienstaussweis sind sie gut zu erkennen. Wenn eine Mediation geführt wird, erklären die Lotsen den Beteiligten zunächst einmal ...

... die goldenen Regeln einer jeden guten Schlichtung.

Einmal pro Woche trifft sich das Streitschlichter-Team zur sogenannten Konfliktlotsen-AG, um über Herausforderungen zu sprechen, den Dienstplan zu organisieren und sich weiterzubilden. Die Lotsen genießen auch Privilegien. „Als kleine Anerkennung dürfen sie früher Mittagessen gehen, wenn sie in der Pause im Einsatz sind. Am Ende des Schuljahres erhalten sie eine Urkunde, die ihr Engagement würdigt und auch auf dem Zeugnis vermerkt wird“, erzählt Hardt.

Die Umsetzung des Projektes verlief nicht immer reibungslos. Die Absprache im Kollegium, organisatorische Hürden und die Vorstellung der Konfliktlotsen in den Klassen waren anfängliche Herausforderungen. Zudem wechselten einige Kinder nach der vierten Klasse die Schule oder verloren das Interesse, sodass die erste Gruppe auf acht Mitglieder schrumpfte. Doch mittlerweile wächst das Projekt stetig: In der neuesten Ausbildungsrunde kamen elf neue Lotsen hinzu, sodass es nun insgesamt 19 aktive Mitglieder gibt. Besonders spannend ist, wie das Projekt auch Kinder erreicht, die selbst Schwierigkeiten mit Regeln und Strukturen haben. „Ein Schüler mit ADHS, der anfangs skeptisch betrachtet wurde, entwickelte sich in seiner Rolle als Konfliktlotse positiv weiter. Das Projekt stärkt das Selbstbewusstsein der Teilnehmenden und vermittelt ihnen wichtige Kompetenzen für ihr weiteres Leben“, sagt Hardt.

Kontakt:
Juliane Hardt
Sozialpädagogin
Grundschule in Rosenthal
j.hardt@tjfbg.de



Lena Maurer
Dual Studierende
HSAP
l.maurer@tjfbg.de



International genial



Harald Schmidt leitet den Bereich „Internationale Beziehungen“ bei der tjfbg. Sein Team organisiert Begegnungen über Grenzen hinweg – damit Kinder, Jugendliche und pädagogische Fachkräfte interkulturelle Verständigung erleben und ihren Horizont erweitern.

Studienseminar
HSAP-ETSUP
(Paris, 2022)



Internationale Projekte sind bei der tjfbg GmbH seit jeher ein zentraler Bestandteil der pädagogischen Arbeit. Bereits seit vielen Jahren pflegen wir enge Partnerschaften mit Organisationen in verschiedenen Ländern. Unser Ziel ist es, durch Erfahrungsaustausch interkulturelle Kompetenzen zu fördern – sowohl bei Kindern und Jugendlichen als auch bei unseren Fachkräften. Warum ist das so wichtig? Wir leben in einem Europa, das aus einer Vielzahl an Kulturen, Sprachen und Traditionen besteht. Ein harmonisches Zusammenleben erfordert Verständnis, Offenheit und Toleranz. Doch diese Eigenschaften entstehen nicht von selbst – sie müssen aktiv erlernt und gefördert werden. In unserer Arbeit orientieren wir uns an drei zentralen Schritten: Unter-

schiede erkennen, Unterschiede verstehen und schließlich Unterschiede akzeptieren. Diese Entwicklung geschieht nicht automatisch, sondern erfordert eine bewusste Auseinandersetzung mit anderen Kulturen und Perspektiven.

Internationale Begegnungen sind ein wichtiger Bestandteil dieser Lernprozesse. Kinder und Jugendliche nehmen an Ferienmaßnahmen oder Schüleraustauschen teil, Fachkräfte haben die Möglichkeit, bei Partnerorganisationen zu hospitieren oder an Studienreisen teilzunehmen. Dabei stehen nicht nur klassische interkulturelle Themen im Fokus, sondern auch Fragen des Alltags: Wie gehen Menschen in anderen Ländern etwa mit Pünktlichkeit um? Welche Rollenbilder existieren?

Ein weiterer Bereich unserer Arbeit ist die Entwicklung pädagogischer Materialien. So entstand die „Internationale Ideenbox“ mit Spielen und Übungen zur Förderung interkulturellen Lernens. Derzeit arbeiten wir an einer neuen Version speziell für Kleinkinder, da interkulturelle Sensibilisierung früh beginnen sollte. Kinder sind von Natur aus neugierig und offen für Neues – eine Eigenschaft, die es zu bewahren gilt.

Ein zentraler Aspekt unserer Arbeit ist das lebenslange Lernen. Interkulturelles Verständnis ist ein dynamischer Prozess, der nie abgeschlossen ist. Neue Erfahrungen und gesellschaftliche Entwicklungen erfordern immer wieder ein Umdenken. In den vergangenen zehn Jahren haben wir ein breites Netzwerk internationaler Partnerorganisationen aufgebaut. Ein Beispiel ist ein Schüleraustauschprogramm zwischen Deutschland und England oder die interkulturellen Ferienfreizeiten im Oderlandcamp in Falkenhagen, bei dem Jugendliche aus verschiedenen Ländern Sport

Hier geht's zur
Internationalen
Ideenbox





Fortbildungsseminar
„Interkulturelles Lernen“
(Rabat, 2021)

treiben, sich kennenlernen und Freundschaften schließen. Unsere Fachkräfte profitieren ebenfalls vom Austausch. So organisierten wir beispielsweise eine Studienreise für Integrationserzieherinnen und -erzieher nach Frankreich, um dortige Bildungskonzepte kennenzulernen – ein Blick über den Tellerrand kann helfen, die eigene Arbeitsweise neu zu bewerten. Ein spannendes Projekt führte uns zudem nach Marokko, wo wir mit Teilnehmenden aus mehreren Ländern über Digitalisierung in der Jugendarbeit diskutierten. Dabei fiel auf, wie unterschiedlich junge Menschen mit digitalen Angeboten umgehen – eine wertvolle Lernerfahrung für alle Beteiligten.

Interkulturelles Verständnis bedeutet mehr als Wissen – es erfordert Offenheit und die Bereitschaft, die eigene Komfortzone zu verlassen. Dabei haben wir beobachtet, dass selbst Menschen mit binationalen Hintergrund nicht automatisch interkulturell aufgeschlossen sind. In Marokko fühlten sich einige Teilnehmende

mit arabisch-muslimischem Hintergrund überraschenderweise unsicher, obwohl sie dachten, sich kulturell gut auszukennen. Statt sich auf das Neue einzulassen, zieht man sich auf „neutrale“ globalisierte Gewohnheiten zurück – ein Phänomen, das uns immer wieder begegnet. Solche Erfahrungen zeigen, dass interkulturelles Lernen oft über kleine Gesten beginnt – etwa indem man landestypische Gerichte probiert, denn gemeinsames Essen verbindet oft mehr als Worte. Genau diese Offenheit versuchen wir in unseren Programmen zu fördern.

Unsere Arbeit wird durch Programme wie Erasmus+, das Deutsch-Französische Jugendwerk (DFJW) oder das Deutsch-Griechische Jugendwerk (DGJW) unterstützt. Grundsätzlich versuchen wir, internationalen Austausch zu ermöglichen – wer neugierig ist, kann sich gerne an mich wenden. Denn ob Schülerinnen und Schüler oder pädagogische Fachkräfte – durch internationale Begegnungen lernen wir voneinander, erweitern unseren Horizont und tragen dazu bei, eine tolerantere, verständnisvollere und inklusivere Gesellschaft zu gestalten.



Klausurtagung für pädagogische
Fachkräfte (Straßburg, 2024)

Kontakt:
Harald Schmidt
Leiter des Bereiches
Internationale Beziehungen
harald.schmidt@tjfbg.de





Die Vereinten Nationen unter einem Schuldach

Die Nelson-Mandela-Schule in Berlin ist eine vielfältige Bildungseinrichtung mit einem internationalen Konzept, das Verständigung und Vielfalt in den Mittelpunkt stellt.



Mehr als 90 Nationalitäten sind an der Schule vertreten – sowohl unter den Schülerinnen und Schülern als auch unter den Lehrkräften und Mitarbeitenden. „Alle Kontinente sind hier vertreten. Bei den Elternabenden fühlt man sich wie bei den Vereinten Nationen“, sagt Sozialpädagogin Franziska Talai-Rad. Diese Diversität spiegelt sich vermehrt auch im pädagogischen

Team wider. „Die Schule legt großen Wert darauf, dass Kinder in ihrem Schulalltag auch Vorbilder finden, die kulturell mit ihnen verwandt sind. Deshalb setzt sie sich aktiv dafür ein, ein vielfältiges Team aus Fachkräften zu beschäftigen“, erklärt der koordinierende Erzieher Nathanael Jones. Verständigung spielt eine zentrale Rolle im pädagogischen Konzept der Schule. Offene Gespräche, gemeinsame Leitlinien und interkulturelle Veranstaltungen fördern den respektvollen Austausch zwischen den Kindern sowie ihren Familien. Politische Bildung ist ebenfalls ein wichtiger Bestandteil des Schulalltags. In Fächern wie Social Sciences (SOCS) setzen sich die Schülerinnen und Schüler mit politischen Systemen auseinander, organisieren Podiumsdiskussionen und nehmen an Bildungsreisen teil. „Die kulturelle Vielfalt ist auch für die deutschen Schüler*innen ein tolles Erlebnis, weil sie so viele verschiedene Kulturen kennenlernen können“, sagt Talai-Rad.



Gegründet im Jahr 2000, bietet die Nelson-Mandela-Schule vorrangig für Kinder von Mitarbeitenden des Auswärtigen Amtes sowie für international mobile Familien eine bilinguale Ausbildung in Deutsch und Englisch an. Während die Grundschule auf Bilingualität setzt, können Schülerinnen und Schüler in der Sekundarstufe sowohl das deutsche Abitur als auch das Internationale Baccalaureat (IB) erwerben, was ihnen vielfältige internationale Studien- und Berufsperspektiven eröffnet. Ein besonderes Merkmal der Schule ist das multiprofessionelle Betreuungsteam in den Grundschulklassen. Jede Klasse wird von drei Fachkräften begleitet: einer deutschsprachigen und einer englischsprachigen Lehrkraft sowie einer sozialpädagogischen Fachkraft. Dieses Team-Modell ermöglicht eine ganzheitliche und vielseitige Unterstützung der Kinder im Schulalltag. „Wir arbeiten kontinuierlich daran, eine gleichberechtigte, interdisziplinäre Zusammenarbeit zu etablieren“, sagt Jones.



Verständigung bedeutet auch, „gesehen zu werden“, in der eigenen Kultur wahrgenommen zu werden. Besonders für Kinder, die im Laufe des Schuljahres aus anderen Ländern neu hinzukommen, bietet die Nelson-Mandela-Schule eine unterstützende Umgebung. „Wir merken, wie erleichtert die Eltern sind, wenn sie feststellen, dass wir gut Englisch sprechen“, sagt die Sozialpädagogin. Die durchgehende Verwendung der englischen Sprache erleichtert die Inklusion, und regelmäßige Treffen wie das Elterncafé helfen neuen Familien, Anschluss zu finden. Veranstaltungen wie das „Festival of Nations“, bei dem jede Klasse ein Land repräsentiert, oder thematische Feste, die verschiedene Kulturen feiern, stärken das Gemeinschaftsgefühl. Das sei auch wichtig, denn, so Talai-Rad: „Man darf auch nicht vergessen: Den Kindern wird viel zugemutet. Sie wollen nicht einfach herkommen. Sie hatten in ihrem Heimatland eine tolle Zeit, waren umgeben von Familie und Freunden. Deshalb haben wir als Schule eine wichtige Aufgabe. Die Kinder sind hier von 8 bis 16 Uhr. Wir bieten ihnen Sicherheit und das Gefühl: Ich bin hier sicher, ich kann so sein, wie ich bin, und werde akzeptiert.“ Unterrichtsmaterialien sind auch in englischer Sprache verfügbar, und in der Schulbibliothek gibt es eine große Auswahl an internationalen Autoren und Büchern zu Themen wie Diversität sowie Werke aus anderen Ländern.

Ein zentraler Bestandteil der Arbeit ist die Antidiskriminierungsarbeit, etwa im Rahmen des Projekts „Schule ohne Rassismus“. „Zudem wird aktuell an einer Kinderschutzpolicy und einem Antidiskriminierungsleitfaden gearbeitet. Diese Projekte sollen dazu beitragen, eine offene und respektvolle Schulkultur zu etablieren“, erklärt der koordinierende Erzieher. Auch die Elternarbeit erfordert viel Feingefühl in der Kommunikation. „Herausfordernd ist es manchmal, die Eltern auf unsere Seite zu ziehen, wenn sie mit bestimmten Vorstellungen hierherkommen. Zum Beispiel, wenn sie nicht möchten, dass über bestimmte Themen in der Schule gesprochen wird, die in ihrem Heimatland vielleicht ein Tabubruch darstellen würden. Da ist

es wichtig, dass wir einen Zugang zu ihnen haben und wir auf Augenhöhe mit ihnen sprechen, ihnen die Sachlage erklären, ohne dass sie sich bevormundet fühlen“ erklärt Jones.

Ein weiterer wichtiger Aspekt der Schulsozialarbeit ist die Organisation von Festen und kulturellen Veranstaltungen. Die Sozialpädagogin Talai-Rad hat unter anderem den Iftar organisiert, das feierliche Abendessen, mit dem Muslime während des Ramadan das Fastenbrechen feiern, ebenso wie das African Festival, das Ubuntu Festival und vieles mehr. Auch sportliche Angebote, beispielsweise im

Bereich Basketball, sind Teil des Programms, ebenso wie Monatsthemen, etwa den „Black History Month“ im Februar. Die Schulsozialarbeit nutzt diese Events, um Gemeinschaft zu fördern und interkulturellen Austausch zu ermöglichen. „Ich glaube, genau das macht den Spirit dieser Schule aus. Und das ist etwas, das ich an meinem Job besonders liebe – mit so vielen unterschiedlichen Kulturen arbeiten zu dürfen“, ergänzt die Sozialpädagogin.

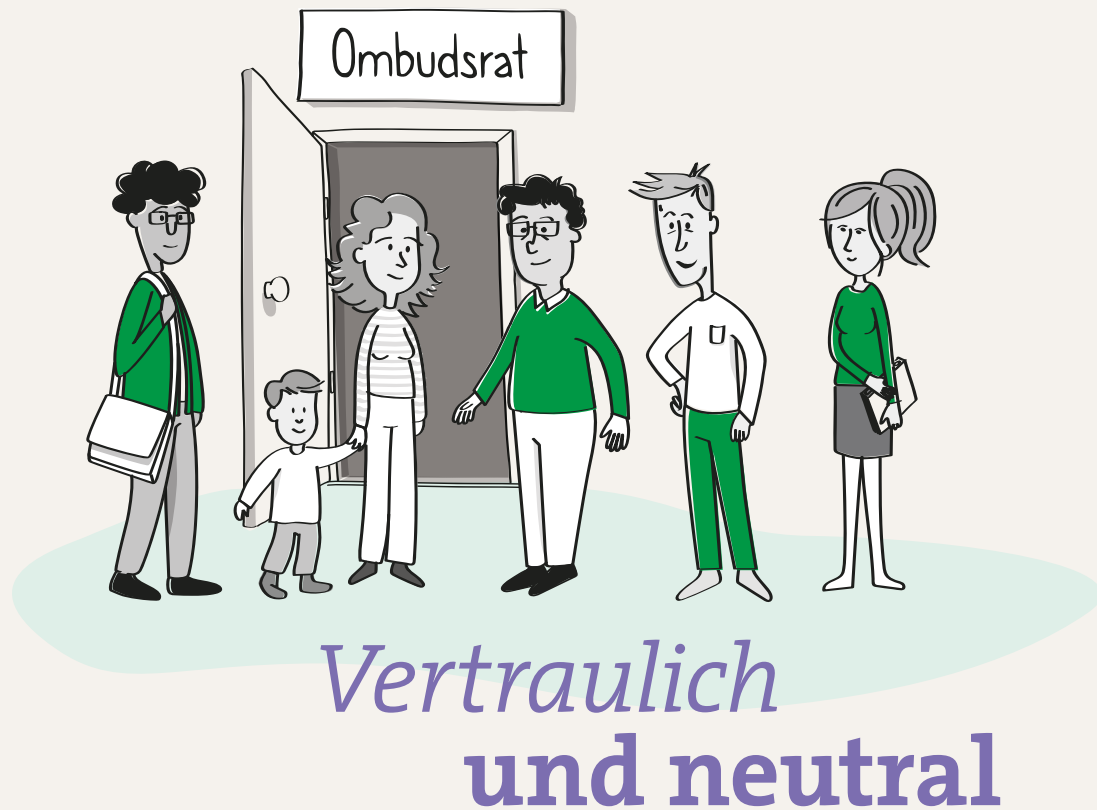


Kontakt:
Nathanael Jones
Koordinierender Erzieher /
Leiter des SPB
Nelson-Mandela-Schule
n.jones@tjfbg.de



Franziska Talai-Rad
Sozialpädagogin
f.talai-rad@tjfbg.de





Der Ombudsrat ist da, wenn's brennt – doch das wissen längst nicht alle Mitarbeitenden der tjfbg, hat Alexander Kusinski festgestellt. Im Interview erzählt der Schulsozialarbeiter am Immanuel-Kant-Gymnasium und Mitglied des Ombudsrats, weshalb ein klärendes Gespräch und Vermittlung durch den Ombudsrat größere Konflikte am Arbeitsplatz und manchmal sogar eine Kündigung verhindern könnte.

Was genau ist der Ombudsrat und welche Funktion erfüllt er?

Der Ombudsrat wurde 2012 von der Geschäftsführung eingerichtet. Ziel ist es, einen Ort zu schaffen, an den sich Menschen innerhalb des Unternehmens wenden können, wenn es zu Konflikten oder Unsicherheiten kommt. Man könnte sagen, es ist eine Art Schiedsstelle von Mitarbeiter*innen für Mitarbeiter*innen. Es gibt zwei Hauptaufgabenbereiche: Zum einen sind wir Teil der betrieblichen Sozialberatung. Das bedeutet, Mitarbeitende können sich mit persönlichen oder fachlichen Anliegen an uns wenden – etwa bei Konflikten im Team, Unsicherheiten im Arbeitsalltag, aber auch bei konkreten persönlichen Problemen bis hin zur Vermittlung an weiterführende Fachstellen. Wichtig dabei ist unsere Schweigepflicht und unsere Neutralität. Wir sind nicht weisungsbefugt und handeln unabhängig. Die zweite Säule ist die offizielle Beschwerdestelle – intern wie extern. Menschen, die mit der tjfbg in Verbindung stehen, etwa Eltern in unseren Kitas, können sich

bei Beschwerden ebenfalls an uns wenden. Hier geht es auch um Themen, die unter das Allgemeine Gleichbehandlungsgesetz (AGG) fallen – also etwa Diskriminierung oder sexuelle Belästigung am Arbeitsplatz. In solchen Fällen greifen klar definierte Abläufe mit klaren Fristen zur Bearbeitung. In diesen eher seltenen Fällen nach dem AGG wird die Geschäftsführung eingebunden und entscheidet über die weiteren klärenden Schritte.

Welche Arten von Fällen begegnen Ihnen am häufigsten?

In der Sozialberatung geht es um einfache Anfragen – zum Beispiel zur Urlaubsregelung oder ob eine bestimmte Vorgehensweise korrekt ist. Häufig reicht dabei ein klärendes Telefonat oder Nachfrage bei Vorgesetzten. In anderen Fällen sind es Konflikte innerhalb von Teams oder zwischen Mitarbeitenden und Führungskräften. Dann sind wir als neutrale Instanz gefragt, um Gespräche zu moderieren oder zu begleiten.

Können Sie ein Beispiel für eine „Erfolgsgeschichte“ nennen?

Eigentlich ist jeder Fall ein Erfolg, in dem sich jemand an uns wendet. Das zeigt bereits Eigeninitiative und das Nutzen von Handlungsoptionen innerhalb der tjfbg. Selbst wenn sich herausstellt, dass der Ombudsrat nicht zuständig ist – zum Beispiel bei arbeitsrechtlichen Fragen, die in den Aufgabenbereich des Betriebsrats fallen – hat die Person einen aktiven weiteren Schritt zur Klärung seines Problems getan. Und genau das ist oft auch der Anfang einer individuellen Lösung.

Spielen Mediationen bei Ihrer Arbeit eine Rolle?

Der Begriff Mediation fällt oft, aber tatsächlich machen wir meistens sogenannte Konfliktmoderationen. Eine Mediation ist ein längerer, strukturierter Prozess, der meist zwischen gleichgestellten Personen stattfindet. Bei Konflikten zwischen Vorgesetzten und Mitarbeitenden führen wir eher moderierende Gespräche. Manchmal begleiten wir auch parteilich – wenn jemand sagt: „Ich will nicht allein in dieses Gespräch gehen“. Dann bin ich als Unterstützung dabei, aber diese Rolle wird vorher mit allen Betroffenen abgesprochen.

Wie arbeiten Sie im Team des

Ombudsrats?

Wir sind sechs Mitarbeiter*innen aus unterschiedlichen Bereichen der tjfbg: Drei koordinierende Erzieher*innen, eine Erzieherin, ein ehemaliger Mitarbeiter, der bereits in Rente ist und ich als Schulsozialarbeiter. Jeder bringt seine Perspektive ein. Wir treffen uns regelmäßig, besprechen Fälle und tauschen uns aus. In regelmäßigen Abständen machen wir gemeinsam Fortbildungen. Dieses Jahr machen wir eine zweitägige Weiterbildung im Bereich der psychosozialen Beratung von belasteten Kolleg*innen.

Was erleben Sie im Hinblick auf Kommunikation innerhalb des Unternehmens?

Insgesamt gibt es eine strukturierte Kommunikationskultur bei der tjfbg. Jeder Mitarbeitende könnte sich jederzeit auf den neuesten Stand oder bei Unklarheiten bei entsprechenden Vorgesetzten informieren. Soweit die Theorie. Tatsächlich ist es fast unmöglich, in einem so großen Unternehmen wie der tjfbg einen ungestörten Kommunikationsfluss aufrechtzuerhalten. Gerade neue Kolleg*innen sind zunächst unsicher, wer ihre konkreten Ansprechpartner sind oder was sie wie fragen dürfen. Manchmal fehlt es einfach an Orientierung. Wenn sie dann bei uns ankommen, erleben sie, dass Unterstützung möglich ist – und das nimmt häufig schon den ersten Druck. Wir wünschen uns natürlich, dass noch mehr Mitarbeitende die Hemmschwelle verlieren, den Ombudsrat als Anlaufstelle zu nutzen.

Was hat Sie persönlich gereizt, beim Ombudsrat mitzumachen?

Mich hat das sofort interessiert, weil ich in meinem Berufsleben viele Jahre in der betrieblichen Sozialberatung tätig war, in großen Unternehmen wie Bosch und Siemens. Dort war es völlig selbstverständlich, dass sich Mitarbeitende an die Sozialberatung wenden, wenn sie Unterstützung brauchen. Ob es um private Herausforderungen ging – wie eine persönliche Trennungssituation, die Pflege eines Angehörigen, einen Burn-out – oder um andere berufliche Fragen: Die Menschen wussten, da gibt es jemanden, der zuhört, hilft und vermittelt. Bei der tjfbg hat die betriebliche

Sozialberatung in Form des Ombudsrats eine langjährige Tradition, die ein kleiner, aber wichtiger Baustein im sozialen Miteinander ist und sicher auch in Zukunft bleiben wird.

Und haben Sie den Eindruck, dass Sozialberatung beim Träger selbstverständlich in Anspruch genommen wird?

Nein. Die Hemmschwelle ist bei vielen leider immer noch zu hoch. Ich habe das Gefühl, dass gerade Fachkräfte im sozialen Bereich eine besondere Zurückhaltung zeigen. Und dann gibt es noch das Missverständnis, wir könnten nicht neutral sein. Möglicherweise weil in den Anfangszeiten des Ombudsrats auch Personen mit höheren Leitungsfunktionen Teil des Ombudsrats waren, könnte dieses Bild entstanden sein. Heute ist das anders: Wir sind unabhängig. Ja, der Ombudsrat wird von der Geschäftsführung initiiert und finanziert, aber wir arbeiten vollkommen autonom und fachlich ungebunden. Unsere Gespräche sind vertraulich, und was wir dokumentieren, bleibt intern. In den jährlichen Rückmeldungen sprechen wir ausschließlich über Themen und Muster – niemals über Einzelpersonen.

Welche Themen begegnen Ihnen am häufigsten?

Ein häufiges Thema ist Überforderung am Arbeitsplatz. Menschen kommen zu uns und sagen: „Wir fühlen uns überfordert und werden von der Institution, Kollegen oder Vorgesetzten mit unseren Anliegen nicht gesehen.“ Konflikte innerhalb von Teams und mit Vorgesetzten sind ein weiteres großes Themenfeld – und das ist nicht verwunderlich. Wo viele unterschiedliche Persönlichkeiten in einem potenziell stressigen Umfeld wie z.B. Schule zusammenarbeiten, entstehen automatisch Spannungen. Häufig können diese Konflikte intern am Arbeitsplatz gelöst werden. Manchmal ist es eben erforderlich jemand von Außen mit einem neutralen Metablick als Unterstützung bei Konflikten hinzuzuziehen.

Gab es für Sie auch herausfordernde Momente in dieser Rolle oder als Mitarbeiter?

Natürlich. Ich bin ja selbst seit zehn Jahren Teil des Systems. Ich sehe, wo Dinge gut laufen – und ich sehe auch, wo es hakt. Ich bin grundsätzlich sehr zufrieden bei einem so stabilen, zukunftsorientierten und fachlich kompetenten Arbeitgeber zu arbeiten. Und trotzdem: Auch ich habe Konflikte erlebt. Der Unterschied ist, dass ich bisher immer die Erfahrung gemacht habe, dass Lösungen möglich waren – und letztendlich das Positive und gemeinsamen Wohlwollen überwogen hat. Was mich nachdenklich stimmt, sind die häufigen Kündigungen. Hier würde ich mir wünschen, dass Menschen, bevor sie kündigen, nochmal innehalten und sich bei uns melden – gerade, wenn das aus einem scheinbar unlösbaren Konflikt heraus geschieht. Manchmal reicht es schon, die Dinge laut auszusprechen, gehört zu werden und dann gegebenenfalls gemeinsam neue Wege der Lösung zu gehen.

Wie stelle ich eine Beschwerde?

*Eine Beschwerde kann gegenüber jedem Mitarbeitenden der tjfbg-Gruppe telefonisch, persönlich, per Brief oder E-Mail formuliert werden. Ebenfalls besteht die Möglichkeit, über beschwerdestelle@tjfbg.de eine Beschwerde anzumelden. Der Beschwerdeeingang wird dann anhand des Formblattes *Beschwerdebearbeitung tjfbg-intern* gemeinsam mit dem Beschwerdeführenden dokumentiert.*

Kontakt zum Ombudsrat:
ombudsrat@tjfbg.de

Kontakt:
Alexander Kusinski
Diplom-Schulsozialarbeiter
Immanuel-Kant-Gymnasium
a.kusinski@tjfbg.de





Bei Dorina Kobudzinski steht die Tür immer offen. „Wir haben hier eine Offene-Tür-Politik“, erzählt die Kita-leiterin. In ihrem Büro steht an der Wand ein Kinder-tisch, darauf Buntstifte und Papier. „Die Kinder können mich jederzeit besuchen, manchmal sitzt ein Kind hier und malt oder hilft mir beim Schreddern.“ Jeder Tag beginnt in der Kita Wirbel-zwirbel mit dem Quassel-kreis. Hier kommen die Kin-der und die pädagogische

Fachkraft zusammen, um den Tag zu be-sprechen, sich auszutauschen und Verän-derungen gemeinsam zu planen. „Es ist eine Art Morgenkreis, nur dass wir selten singen, sondern uns wirklich auf die Ge-spräche konzentrieren“, erklärt Kobud-zinski. Dabei geht es nicht nur um organi-satorische Fragen, sondern auch um aktuelle Themen, die die Kinder beschäf-tigen. Selbst Begriffe wie „Sternstunde“ für die Ruhephase nach dem Mittagessen ent-standen aus solchen Gesprächen. Auch

herausfordernde Situationen werden im Quasselkreis gemeinsam gelöst. „Kürzlich waren wir krankheitsbedingt unterbe-setzt. Wir haben den Kindern die Situation erklärt und sie gefragt, wie wir den Tag gestalten sollen. Das Ergebnis war ein entspannter Tagesablauf mit selbstge-wählten Aktivitäten und einem stress-freien Team“, erzählt die Kitaleiterin.

Neben dem Quasselkreis gibt es alle zwei bis drei Monate eine Kinderkonferenz. Hier treffen sich gewählte Vertreter aus den Elementargruppen, also den Drei- bis Sechsjährigen, und eine Erzieherin als Sprachrohr der Krippenkinder. Die The-men? Feste, Feiern oder neue Ideen für den Alltag. „Die jüngeren Kinder bringen oft andere Perspektiven ein, was für die älteren Kinder spannend ist.“ Ein weiteres Element der Mitbestimmung ist, dass Kinder gelegentlich Kitarundgänge für interessierte Eltern begleiten. „Manchmal haben sie Lust, manchmal nicht. Das ak-zeptieren wir. Aber wenn sie mitmachen, geben sie authentische Einblicke in ihren Alltag“, so die Leiterin.

Ich hab
eine Idee!

Auch Eltern spielen eine wichtige Rolle in der Kita Wirbelzwirbel. Ein Briefkasten vor der Kita dient dazu, dass Eltern sowie Kinder Lob, Kritik oder Ideen anonym einbringen können. Besonders beliebt ist die jährliche Aktion, bei der Eltern eingeladen werden, den Kitaalltag aktiv mitzugestalten. „Eine Mutter hat einmal mit den Kindern Tonfiguren geformt, ein Vater liest regelmäßig vor. Und kürzlich ist ein Papa mit ins Theater gefahren, weil eine Kollegin krank war“, erzählt Kobudzinski. Diese Zusammenarbeit zeigt, wie wichtig Elternbeteiligung ist – nicht nur für die Kinder, sondern auch für das Team. Kommunikation mit den Eltern findet nicht nur vor Ort statt. Ein regelmäßiger Newsletter hält sie über aktuelle Entwicklungen, Veranstaltungen und Herausforderungen auf dem Laufenden. „Wir kommunizieren offen, wenn es beispielsweise Personalengpässe gibt. Transparenz ist uns wichtig, und die Eltern schätzen das“, sagt Kobudzinski.



Quassel-
kreis



Kontakt:
Dorina Kobudzinski
Leitung KITA Wirbelzwirbel
d.kobudzinski@kaeptnbrowser.de

Mobiles Filmstudio für junge Filmemacher



Stop-Motion-Filme faszinieren Kinder und Erwachsene gleichermaßen. Durch kleine Bewegungen und viele einzelne Fotos entstehen beeindruckende Animationen, die eine Geschichte erzählen. Genau dieses Konzept steht im Mittelpunkt eines neuen Medienprojekts von tjfbg mobil.



Donnerstagnachmittag in der Grundschule am Ritterfeld. „Wie krass ist das denn?!“, ruft es aus dem Schulungsanhänger von tjfbg mobil, der im Innenhof des Schulgeländes parkt. Das „Krasse“ ist, dass ein Schüler gerade seinen ersten eigenen Stop-Motion-Film dreht. Alles, was er dafür braucht, ist ein Tablet, eine Spielfigur – und einen der begehrten Plätze im Schulungsanhänger, das neue mobile Filmstudio von tjfbg mobil. „Unser Angebot ist niedrigschwellig. Die Kinder sehen gleich ein Ergebnis. Sie haben Spaß und bleiben dran“, sagt Projektleiterin Anna Bogatsch. Seit vergangenem Dezember bietet das Team das mobile Medienprojekt an, bei dem Schulkinder die Möglichkeit bekommen, auf spielerische Weise die Grundlagen der Filmproduktion kennenzulernen. Mit einfachen Materialien wie Spielfiguren, Papier und Zeichenutensilien können sie ihre eigenen Stop-Motion-Filme kreieren. Ein speziell ausgestatteter Schulungsanhänger dient dabei als mobile Filmwerkstatt, die direkt auf Schulhöfen aufgestellt werden kann.

Die Flexibilität des Medienprojekts ermöglicht verschiedene Formate: Im Rahmen von offenen Angeboten können Kinder spontan vorbeikommen, erste Erfahrungen mit der Technik sammeln und kreativ sein. Wird das Projekt für feste Gruppen angeboten, so kann man gemeinsam eine Filmidee entwickeln, ein Drehbuch schreiben und schrittweise umsetzen. Besonders spannend kann das Angebot auch für soziale Gruppen sein, die beispielsweise ihre eigenen Superheldengeschichten kreieren und dabei spielerisch Teamarbeit, Kreativität und Medienkompetenz entwickeln. Neben der technischen Umsetzung hat das Projekt eine starke medienpädagogische Komponente. Die Kinder lernen, wie Filme entstehen, und entwickeln dadurch ein verstärktes Bewusstsein für Medien. Sie erkennen Mechanismen der Filmproduktion und reflektieren darüber, wie Medieninhalte gestaltet werden. Dies fördert nicht nur ihr Verständnis für visuelle Kommunikation, sondern auch ihre Selbstwirksamkeit: Sie erfahren, dass sie mit einfachen Mitteln eigene Geschichten erzählen können. Auch die technische Handhabung spielt eine Rolle. Die Kinder arbeiten mit Tablets und einer speziellen Stop-Motion-Software. So sammeln sie erste Erfahrungen mit digitalen Medien und lernen



[rec]



Darauf könnt ihr euch in Zukunft freuen:

Die Einsatzmöglichkeiten des Schulungsanhängers von tjfbg mobil sind vielfältig, die konkreten Angebote werden bedarfsgerecht erstellt. Geplant sind zum Beispiel musikpädagogische Workshops mit Sampling-Pads, elektronische Percussion-Pads, die es ermöglichen, eigene oder vorgefertigte Sounds (Samples) abzuspielen. Damit können Kinder dann gemeinsam Rhythmen und Sounds kreieren. Zukünftig soll sogar ein mobiler Escape-Room im Schulungsanhänger integriert werden, der Rätsel- und Rollenspielelemente verbindet.



gleichzeitig, wie man verantwortungsvoll mit Technik umgeht. „Die Resonanz auf das Projekt ist durchweg positiv. Besonders beeindruckend ist, wie schnell Kinder sich auf das Medium einlassen und begeistert eigene Ideen umsetzen“, sagt die Projektleiterin. „Wir würden gerne noch mehr Schulen damit erreichen und längerfristige Filmprojekte umsetzen. Wir freuen uns über Anfragen“, sagt Kindheitspädagogin Bogatsch. An diesem Nachmittag verlassen die Kinder der Grundschule am Ritterfeld den Schulungsanhänger mit einigen Aha-Momenten und einer neuen Perspektive auf die Welt der Filme und Medien, weil sie für etwa zwei Stunden nicht nur Konsumenten waren, sondern Teil des Entstehungsprozesses – Geschichtenerzähler, die mit ihrer eigenen Kreativität in Kontakt gekommen sind.



Kontakt:
Anna Bogatsch
Projektleitung tjfbg mobil
tjfbg_mobil@tjfbg.de



Mit Walkie-Talkies Krisen meistern

An der Kepler-Schule in Berlin-Neukölln ziehen die pädagogischen Fachkräfte und die Schulleitung an einem Strang. In einem neuen Kriseninterventionsprojekt werden Walkie-Talkies eingesetzt. Wie das genau funktioniert, erzählt die Sozialpädagogin Chiara Leonardi.

Schulsozialarbeit, Schulleitung, Sekretariat – diese Räume sind an der Kepler-Schule über Walkie-Talkies miteinander verbunden. Gibt es irgendwo in der Schule einen Vorfall, kann schnell kommuniziert werden und die entsprechenden Handlungsschritte eingeleitet werden. „Gewaltprävention machen hier alle“, sagt Chiara Leonardi, die seit zwei Jahren als Sozialpädagogin mit dem Schwerpunkt Gewaltprävention an der Schule tätig ist. Das Team der Schulsozialarbeit besteht aus sechs Sozialpädagoginnen und -pädagogen sowie einem Praktikanten. Gemeinsam mit der Schulleitung und weiteren Beteiligten wurde ein klar strukturierter Handlungsleitfaden entwickelt, um Gewaltvorfälle effizient zu bewältigen.

Ein zentraler Bestandteil des neuen Konzepts ist der eigens eingerichtete Konfliktbearbeitungsraum. „Früher landeten zunächst alle Beteiligten im Sekretariat. Dort war es jedoch ungünstig, da es kein geschützter Raum war – sehr öffentlich, so dass alle alles mitbekamen“, sagt Leonardi. „Jetzt gibt es einen festen Raum, in dem eine Partei mit einem Konfliktbearbeiter das Geschehen reflektiert, während die andere Partei an einem separaten Ort betreut wird.“ Der Raum wurde mit Mitteln der Gewaltprävention eingerichtet: Es gibt bequeme Sitzmöbel und eine angenehme

Beleuchtung. „Noch ist es etwas sporadisch, aber es ist ein Rückzugsort, um runterzukommen“, erklärt die Sozialpädagogin. Als ein weiteres wichtiges Tool in der Gewaltprävention haben sich die Walkie-Talkies erwiesen. „Anfangs wussten wir nicht, wie wir uns schnell genug verständigen können – das Diensthandy erwies sich nicht immer als das schnellste Kommunikationsmittel“, berichtet Leonardi. Nun sind in den zentralen Räumen der Schule Walkie-Talkies stationiert, über die Vorfälle gemeldet und schnelle Absprachen getroffen werden können. „Es ist noch ein bisschen ein Experiment, aber bisher erleichtert es vieles.“

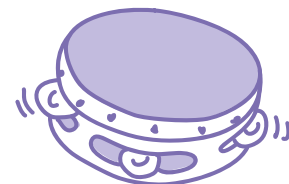
Der Handlungsleitfaden regelt jeden Schritt: Wer informiert die Schulleitung? Wer betreut die Beteiligten? Welche Konsequenzen folgen? „Gerade bei schwerer körperlicher Gewalt mit mehreren Beteiligten ist es wichtig, dass niemand improvisieren muss“, erklärt Leonardi. Die Schulleitung entscheidet letztlich, ob eine Suspendierung ausgesprochen wird. „Unsere Meinung wird immer mit einbezogen, aber die Entscheidung liegt bei der Schulleitung. So bleiben wir als Sozialpädagog*innen in unserer Rolle.“ Nach der Suspendierung gibt es verpflichtende

Nachsorgegespräche, um die Rückkehr in die Schule zu begleiten. Und wie ist das Fazit nach einem Jahr Kriseninterventionsprojekt? „Wir haben schon vieles richtig gemacht, aber es war wichtig, es festzuhalten und gemeinsam zu überarbeiten.“ Die Beteiligung von Lehrkräften sei dabei entscheidend. „Nicht nur wir als Schulsozialarbeit sind für die Lösung von Konflikten verantwortlich, sondern alle müssen mitwirken“, sagt Leonardi. Das neue Krisenkonzept hat sich zumindest bewährt.

BASIS AN ZENTRALE ...

Kontakt:
Chiara Leonardi
Sozialpädagogin an
der Kepler-Schule
c.leonardi@tjfbg.de





Musik als gemeinsame Sprache

Der Social-Music-Club an der Alfred-Nobel-Schule in Berlin ist Zufluchtsort und Talentschmiede zugleich. Wir haben die pädagogische Musikwelt von Nasser Kilada besucht.

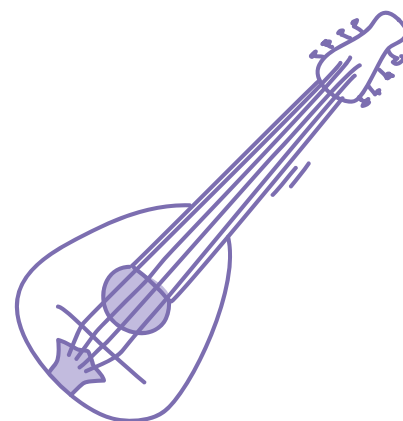


Der Social-Music-Club ist offen für alle Jugendlichen der 7. bis 10. Klassen. Hier treffen sich junge Talente, um gemeinsam zu musizieren, Instrumente zu erlernen und in Bands zusammenzuwachsen. Die Atmosphäre ist einzigartig – ein Begegnungsort, der für viele auch ein Rückzugsort geworden ist. „Ich will nicht nach Hause gehen“, sagt eine Schülerin, als es Zeit ist zu gehen. Viellieher stimmt sie mit ihrer Freundin noch einen Song an und singt selbstbewusst zu Kiladas Gitarrenbegleitung.

Montag, 13:30 Uhr. Aus dem Raum hinten links klingt bereits leises Geklimper. An der Tür hängt ein buntes, selbstgebasteltes Schild: Social-Music-Club. Im Musikraum im Erdgeschoss der Alfred-Nobel-Schule entsteht Großes: Sozialpädagoge und Musiker Nasser Kilada verbindet hier Musik mit Jugendarbeit. Mehrere Instrumente stehen für die Schülerinnen und Schüler bereit – von der traditionellen Laute über klassische und E-Gitarren bis hin zu verschiedenen Trommeln und komplettem Musikequipment. Doch es geht um weit mehr als das Erlernen von Noten und Akkorden. Musik wird hier zur Sprache, die Grenzen überwindet und Brücken baut.

Musik schafft Verständigung, wo Worte oft nicht ausreichen. Schülerinnen und Schüler mit unterschiedlichsten kulturellen Hintergründen kommen hier zusammen. Türkische Lieder wechseln sich mit englischen, spanischen oder italienischen Songs ab – Vielfalt, die hörbar wird. „Jeder, der mit schlechter Laune hierherkommt,

geht mit guter Laune wieder raus“, sagt Kilada lachend. Doch der Social-Music-Club ist nicht nur ein Ort der musikalischen Entfaltung, sondern auch ein Raum für Konfliktlösung. „Manchmal kommen hier Kids, die miteinander Ärger haben. Dann sage ich: Jetzt machen wir eine Band – sie setzen sich an die Instrumente, und plötzlich ist der Konflikt verschwunden“, erzählt der Pädagoge. Die Türen des Social-Music-Club stehen oft auch spontan offen: Wenn zum Beispiel eine Unterrichtsstunde ausfällt, schaut auch mal eine ganze Klasse vorbei. Manche fläzen sich aufs Sofa, andere probieren Instrumente aus, die sie zu Hause nicht haben. Der Club kooperiert zudem mit dem benachbarten Gymnasium – gemeinsame Auftritte im Sommer inklusive. Manche der Club-Schüler hat das bereits zum Sprung aufs Gymnasium motiviert.



Kontakt:
Nasser Kilada
Sozialpädagoge
Jugendsozialarbeit
an der Alfred-Nobel Schule
n.kilada@tjfbg.de



Wie kleine Seepiraten kommunizieren lernen

In der Kita Seepiraten wird Verständigung systematisch gefördert – nicht nur im Alltag, sondern auch durch eine besondere externe Evaluation, bei der es um Qualität aus Sicht der Kinder geht.

In der Kita Seepiraten ist die Meinung der Kinder gefragt. In einer bevorstehenden externen Evaluation sollen die Fünf- und Sechsjährigen ihre Kita bewerten. Diese Evaluation will die Qualität der Einrichtung und damit auch der pädagogischen Arbeit aus der Sicht der Kinder wiedergeben. Ziel ist es, die Perspektive der Kleinsten zu erfassen: Was gefällt ihnen und was nicht? Was wünschen sie sich für die Zukunft? Und wo spielen sie am liebsten? Ein eigens dafür entwickeltes Heft unterstützt die Kinder dabei, ihre Gedanken und Eindrücke mitzuteilen. In der Bücherecke gehen die Erzieherinnen mit den Kindern die einzelnen Seiten durch. „Die Vorbereitung auf die externe Evaluation beginnt bewusst im Vorfeld. Mit kleinen Übungen wird die Verständigung zwischen den Kindern und auch mit neuen, unbekannten Personen geübt. Das wird den Kindern dabei helfen, selbstbewusster auf Fragen zu reagieren und sich selbstsicherer auszudrücken“, sagt Kitaleiterin Daniela Rogge. Die bevorstehende Evalua-

„Die Kinder erfahren, dass ihre Wünsche und Anregungen ernst genommen werden – eine Erfahrung, die sie in ihrer sprachlichen Entwicklung bestärkt und ihnen zeigt, dass Kommunikation konkrete Auswirkungen hat.“

tion sowie das Begleitheft sind ein Instrument, welches es den Kindern ermöglicht, ihre Scheu vor dem Sprechen abzubauen. In einem weiteren Schritt wird der Rundgang durch die Einrichtung geprobt – unterstützt durch den Einsatz moderner Technik wie dem iPad, mit dem die Kinder im Anschluss Fotos von ihren Lieblingsorten in der Kita machen. „Diese

spielerische Herangehensweise fördert nicht nur das freie Sprechen, sondern auch den Umgang mit Medien“, sagt die Kitaleiterin.

Die Evaluation ist ein besonderer Anlass, um die Kommunikationsfähigkeiten der Kinder zu trainieren – im Alltag findet Kommunikation gleich zu Beginn des Tages im täglichen Morgenkreis statt. Schon

bei den Jüngsten, auch unter drei Jahren, wird durch Lieder, Gedichte und gemeinsame Spiele der Grundstein für Verständigung gelegt. Die Kinder lernen, zuzuhören und sich in die Gruppe einzubringen – eine Übung, die weit über den Kitaalltag hinaus wichtig ist. Mit zunehmendem Alter übernehmen die Kinder dann auch abwechselnd die Rolle der Moderation im

Morgenkreis. Sie moderieren den Ablauf, berichten über das Wetter, das Datum oder besondere Ereignisse, die anstehen. „So üben sie, Dinge klar und verständlich darzustellen und übernehmen zugleich Verantwortung für den Gruppenprozess“, sagt Erzieherin Kathrin Schwarz. Das Erleben der eigenen Wirksamkeit stärkt das Selbstbewusstsein der Kinder enorm.

Ein weiterer, kreativer Baustein der Kommunikationsförderung ist die tägliche Feedbackrunde nach dem Essen – für die Kinder ein Highlight. Jeden Tag gibt es aus der kitaeigenen Küche Mittagessen für die insgesamt 110 Kinder. Anhand eines Feedbackbogens erhalten die Kinder die



Möglichkeit, ihre Zufriedenheit mit dem Essen anhand von Smileys zu bewerten. Ein ausgewähltes Kind übernimmt dabei die Aufgabe, die Rückmeldungen zu sammeln und an die Küche weiterzugeben. Dadurch wird nicht nur Partizipation erlebbar, sondern auch das Verständnis dafür, wie Sprache als Mittel zur Mitgestaltung genutzt werden kann. „Die Kinder erfahren, dass ihre Wünsche und Anregungen ernst genommen werden – eine Erfahrung, die sie in ihrer sprachlichen Entwicklung bestärkt und ihnen zeigt, dass Kommunikation konkrete Auswirkungen hat“, sagt Kathrin Schwarz.

Neben diesen fest etablierten Ritualen wird Kommunikation in der Kita auch im freien Spiel und bei alltäglichen Aufgaben geübt. Ob es darum geht, einen Klebestift anzufordern oder einem Freund oder Freundin zu helfen – in all diesen Situationen lernen die Kinder, ihre Bedürfnisse klar zu formulieren und auf die Bedürfnisse anderer einzugehen. Dies bildet eine wichtige Grundlage für den späteren Schulalltag, in dem eigenständiges Handeln und das klare Benennen von Problemen unerlässlich sind. Auch besondere



Anlässe, wie etwa der Besuch der Zahnprophylaxe, werden genutzt, um über Themen wie das richtige Zähneputzen zu sprechen und kindgerechte Zahnverse zu rezitieren. Dabei wird deutlich: Kommunikation ist ein lebenslanger Lernprozess, der in der frühen Kindheit beginnt, in dem Kindern von klein auf Werkzeuge an die Hand gegeben werden, mit denen sie nicht nur ihre Umwelt verstehen, sondern diese auch aktiv mitgestalten können.

Kontakt:
Daniela Rogge
Kitaleitung
KITA Seepiraten
d.rogge@kaeptnbrowser.de



Kathrin Schwarz
Erzieherin
KITA Seepiraten
k.schwarz@kaeptnbrowser.de





Was heißt hier „Bildschirmzeit“?

von Gero Ambrosius

Knöcheltief Müll, Gestank, ein kotverschmiertes Sofa. Monatelang war der Zwölfjährige nicht in der Schule, stattdessen rund um die Uhr Minecraft online, manchmal nicht mal unterbrochen für Toilettengänge. Bis das Jugendamt einschritt.

Als Pädagogen erleben wir die Folgen unbegrenzten Medienkonsums oft hautnah, von Konzentrationsstörungen über Entwicklungsverzögerungen bis hin zu Depressionen. Folgerichtig wird empfohlen, Bildschirmzeit stark zu begrenzen. Die WHO rät für Kinder unter drei Jahren eine komplette Abstinenz, die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung empfiehlt unter 18-Jährigen eine maximale tägliche Bildschirmzeit von zwei Stunden. Die Deutsche Gesellschaft für Kinder- und Jugendmedizin formuliert ganz grundsätzlich: „Je weniger Bildschirmzeit, desto besser“.

Aber wieso liest man auf der Homepage der tjfbg von „Kreativer Medienarbeit“, von Ferienprogrammen, die Kindern digitale Anwendungen näher bringen, von Gaming-Nachmittagen schon für 10-Jährige? Die Angebote sind alle pädagogisch begleitet, moderne Medien sind Teil der Lebenswelt - es ist die Aufgabe von Pädagogik, hier einen reflektierten Umgang zu fördern. Aber wenn „Je weniger, desto

besser“ gilt, müssten wir nicht auf Bildschirme möglichst komplett verzichten?

Tatsächlich wird hier deutlich, dass die Debatte oft zu pauschal und insbesondere der Begriff „Bildschirmzeit“ zu undifferenziert ist. Zwar findet man in den Ausführungen zu den Empfehlungen auch Relativierungen - etwa dass keine starre Fixierung auf Minutenzahlen nötig ist, dass Ausnahmen erlaubt sein sollten und dass auch Kriterien wie die Geschwindigkeit oder die Funktion des Mediums für den Konsumenten eine Rolle spielen - trotzdem bleibt es bei den pauschalen Empfehlungen.

Und wenn differenziert wird und beispielsweise schulische Nutzung ausgeklammert wird (sonst wäre auch die empfohlene Bildschirmzeit von Kindern in Schulklassen mit Smartboards schon vor der ersten Hofpause überschritten!), dann stellt sich die Frage, wieso eine Lern-App im Auftrag des Klassenlehrers weniger schädlich sein soll als das private Spielen eines Lernspiels. Und müsste nicht auch ausgeklammert werden, wenn Kinder privat Gedichte verfassen, Songtexte schreiben oder Kurzgeschichten? Ohne Differenzierung fällt das

hektische Jump-‘n’-Run-Spiel genauso unter Zeit am Bildschirm wie die Sprachlern-App oder das Betrachten von Fotos.

Als Pädagogen müssen wir ratsuchenden Eltern Empfehlungen zum Umgang mit Medien geben. Aber was empfehlen wir Eltern von Grundschulern, die stundenlang mit dem Tablet an Stop-Motion-Filmen arbeiten? Müssen wir sie aufklären, dass es schädlicher ist, sich in Google Maps zu vertiefen, als in einem Atlas zu blättern? Raten wir ihnen, beim Studieren von Bastelanleitungen bei YouTube genau auf die Uhr zu sehen? Oder sollten wir nicht sogar möglichst viel Bildschirmzeit empfehlen, wenn Kinder am E-Book-Reader Goethes Faust lesen?

Wir benötigen dringend differenziertere Handreichungen, die dann hoffentlich auf pauschale Begriffe wie Bildschirmzeit verzichten. Sonst empfehlen wir den angehenden Romanautoren und Software-Entwicklern dieselben Einschränkungen wie dem Minecraft-Süchtigen.

Kontakt:

Gero Ambrosius
Schulsozialarbeiter
Gymnasium am Standort
Allee der Kosmonauten
g.ambrosius@tjfbg.de



Ist das echt oder nicht?



Viele Schülerinnen und Schüler erkennen Fake News nicht – das bestätigt auch die jüngste PISA-Studie. Um Kinder für Desinformation und die Prüfung von Quellen zu sensibilisieren, hat Lutz Winde, Filmemacher und Familienvater, an der Heinrich-Seidel-Grundschule einen Medienworkshop angeboten. Wir haben mit ihm gesprochen.

Herr Winde, was hat Sie dazu bewogen, diesen medienpädagogischen Workshop zu entwickeln?

Meine Tochter ist gerade zwölf Jahre alt geworden und hat ihr erstes Handy bekommen. Sie schaut sich YouTube Shorts und sonstige Minifilmchen an. Sie wird dadurch überflutet mit Fake News und Aussagen, die wir als Eltern ihr nur schwer vorenthalten können. Ich habe mich gefragt, warum Medienkompetenz nicht systematisch in den Schulen gelehrt wird. Nach einigen Recherchen habe ich festgestellt, dass es da große Unterschiede gibt: Manche Schulen setzen auf theoretische Schulungen, aber die kommen bei den Kindern nicht richtig an. Ich wollte einen praxisnahen Ansatz entwickeln, der ihnen zeigt, wie Fake News entstehen und Nachrichten manipuliert werden können. Ich gebe seit mehr als 20 Jahren Medienworkshops an Schauspielschulen und Weiterbildungseinrichtungen. Über alle sozialen Schichten habe ich festgestellt: Wenn die jungen Menschen selbst Filme erstellen, gehen sie auch bewusster mit dem Konsum dieser um.

Wie genau haben Sie den Workshop aufgebaut?

Die Schüler haben zunächst echte Nachrichten gedreht. Dann haben wir zu denselben Themen bewusst Fake News erstellt – und das mit dem Einsatz von KI noch verstärkt. So konnten die Kinder hautnah erleben, wie leicht Inhalte manipuliert werden können. Der Workshop lief über sechs Wochen mit jeweils zwei Stunden pro Woche. Alternativ kann man das auch kompakter im Rahmen einer Projektwoche machen.



Was war für Sie die größte Überraschung in der Arbeit mit den Kindern?

Am Anfang waren sie eher wenig interessiert. Sie fanden das Filmemachen spannend, aber die Theorie war ihnen egal. Das änderte sich schlagartig, als sie Deep-Fake-Aufnahmen von sich selbst sahen. Plötzlich wurde ihnen bewusst, dass solche Manipulationen jeden betreffen können. Besonders eindrücklich war für sie, dass ihre Stimmen täuschend echt geklont werden konnten – was beispielsweise für Betrugsanrufe genutzt werden könnte.

Welche Strategien können Eltern und Pädagogen anwenden, um Kinder im Umgang mit Fake News zu sensibilisieren?

Ehrlich gesagt, das Beste wäre, ihnen erstmal kein eigenes Handy zu geben. Studien zeigen, dass Kinder nicht in der Lage sind, Fake News von echten Nachrichten zu unterscheiden. Sie nehmen das, was sie sehen, als Realität wahr. Wenn ein Kind aber ein Handy hat, dann sollte man aktiv mit ihm darüber sprechen: Wie erkenne ich Fake News? Gibt es diese Meldung auch auf anderen vertrauenswürdigen Plattformen, wie zum Beispiel dem ZDF-Kinder Nachrichtenformat „logo tv“? Aber die Realität ist, dass selbst Erwachsene oft nicht überprüfen, ob eine Nachricht glaubwürdig ist. Deshalb halte ich es für so

wichtig, dass Kinder durch eigene Erfahrungen – wie in einem solchen Workshop – begreifen, wie leicht sie getäuscht werden können.

Können Sie ein Beispiel aus dem Workshop nennen, das besonders eindrucksvoll war?

Ein Beispiel war eine gefälschte Nachricht zum Thema Schulweihnachtsfeier. Die Schüler haben eine ganz normale Nachrichtensendung erstellt, mit einer Moderatorin vor einem Greenscreen. Dann haben wir diese Nachricht mit KI-Tools verändert – plötzlich sah es so aus, als hätte sie etwas völlig anderes gesagt. Die Kinder waren schockiert, wie realistisch das wirkte. Ich plane daher das Workshop-Konzept mit Hinblick auf KI-Manipulationen weiterzuentwickeln. Das Thema ist enorm aktuell, und es passiert so viel in diesem Bereich, dass wir mit der Aufklärung kaum hinterherkommen. Als Familienvater würde ich mir wünschen, dass Medienkompetenz flächendeckend in den Schulunterricht integriert wird.

Kontakt:
Lutz Winde
info@windefilm.de



Zwischen Kooperation und Kommunikation



Julian Hofmann und Sabrina Engelmeier sind als Zweierteam für den Fachbereich Schulsozialarbeit an Grundschulen und Förderzentren beim Träger tjfbg zuständig. Im Interview erzählen der Fachbereichsleiter und die Regionalkoordinatorin, weshalb Schulsozialarbeit so wertvoll ist und warum der Bereich ein Schlüssel für gelingende Kommunikation im Schulkontext ist.

Schulsozialarbeit bietet wertvolle, niedrigschwellige Unterstützung und ist wichtiger denn je – dennoch hat das Land Berlin Kürzungen im Bildungsbe- reich beschlossen, die auch die Schul- sozialarbeit stark betreffen.

Wie definiert ihr Schulsozialarbeit?

Julian Hofmann: Das ist ein ziemlich großer Begriff, den man gar nicht so leicht greifen kann – ich versuch's mal zusammenzufassen. Wir haben ja beide den Job auch selbst gemacht. Wenn ich da zurückdenke, dann ist das Besondere: Man ist mit seiner Profession oft allein an der Schule. Es gibt vielleicht noch eine Kollegin oder einen Kollegen im Team, aber im Grunde ist man Einzelkämpfer*in. Und Schulsozialarbeit ist leider häufig stark problemorientiert. Die Fälle, die bei einem landen, sind meistens die, wo es irgendwo nicht rund läuft – ob bei den Kindern und Jugendlichen selbst, in den Familien oder auch im Kollegium. Man ist Anlaufstelle für alle.

Sabrina Engelmeier: Gleichzeitig hat man auch das ganze Spektrum der Schule im Blick – wenn man die Kapazität hat. Und genau das ist immer wieder die Herausforderung. Was ich an Schulsozialarbeit so besonders finde, ist dieser Spagat: Einerseits Krisen aufzufangen und andererseits auch präventiv zu arbeiten. Also nicht nur Feuer löschen, sondern auch mal was Schönes initiieren. Zum Beispiel Konfliktlotsen ausbilden oder selbst eine AG anbieten.

Hofmann: Genau das kommt in der Praxis oft zu kurz: Viele stecken im Dauerkrisenmodus und finden kaum Raum, präventiv oder kreativ zu arbeiten – dabei liegt genau darin ein großer Teil des Potenzials.

Engelmeier: Ja, es ist immer dieses Wechselspiel zwischen Intervention und Prävention. Und das ist nicht nur bei uns in der Schulsozialarbeit so, sondern betrifft alle Berufsgruppen an Schulen. Viele wünschen sich, mal wieder positiven Input geben zu können – aber im Alltag ist es meistens einfach nur: reagieren, reagieren, reagieren.

Hofmann: Eigentlich müsste man den Bereich ausbauen – nicht kürzen. Und genau da liegt der große Widerspruch. Die Bedarfe steigen deutlich: psychische Belastungen, familiäre Problemlagen, sprachliche Barrieren, Armut. Und genau da setzt Schulsozialarbeit an – sie dockt an, baut Beziehungen auf, begleitet Übergänge, macht Elternarbeit. Und jetzt den Rotstift anzusetzen, das ist wie ein Rückschritt um Jahre.

Engelmeier: Genau. Und das ist ja nichts, was man einfach mal eben wieder „an“ machen kann. Wenn die Strukturen einmal weg sind – wenn Menschen fehlen, die die Netzwerke kennen, die Kinder, die als Vertrauenspersonen etabliert sind – dann läuft da eben nicht einfach alles weiter, nur weil jemand Neues kommt. Das dauert Monate, manchmal Jahre, bis Vertrauen aufgebaut ist. Wir reißen funktionierende Strukturen ab, ohne zu wissen, ob und wann wir sie wieder aufbauen können.

Hofmann: Und gleichzeitig gibt es auf Bundes- und Europaebene unzählige Studien, die belegen, wie entscheidend frühe Förderung, stabile Bezugspersonen und multiprofessionelle Teams im Bildungsbereich sind. Das ist kein „Nice-to-have“, das ist wissenschaftlich belegte Notwendigkeit. Und genau deshalb wünscht man sich, dass politische Entscheider*innen mehr auf die Fachpraxis hören – auf das, was an den Schulen wirklich gebraucht wird.

Was beinhaltet eure Rolle als Fachbereichsleiter und Regionalkoordinatorin?

Hofmann: Wir arbeiten als Team und tragen die Verantwortung für Inhalte und Qualität in der Zusammenarbeit mit unseren Partnern. Zwar gibt es formale Unterschiede – ich darf zum Beispiel bestimmte Dokumente unterzeichnen – aber inhaltlich treffen wir Entscheidungen gemeinsam und beraten uns regelmäßig. Auch in der Zusammenarbeit mit den Schulsozialarbeiterinnen und Schulsozialarbeitern verstehen wir uns – trotz unserer Funktion als Vorgesetzte – nicht im klassischen Sinne als weisungsgebende Instanz, sondern vielmehr als unterstützende und partnerschaftliche Begleiter.

Engelmeier: Unser Anspruch ist eine Zusammenarbeit auf Augenhöhe – im Team genauso wie mit den Fachkräften vor Ort. In bestimmten Situationen haben wir eine Weisungsbefugnis, verstehen diese aber eher als Schutzfunktion. Wir möchten den Kolleginnen und Kollegen den nötigen Rückhalt geben, damit sie ihre professionelle Rolle gegenüber der Schule souverän ausfüllen können. Wir garantieren die Kooperation mit der Schule, verstehen uns aber nicht als hierarchische Führungsebene, sondern als strukturgebende und entlastende Begleitung.

Wie viele Schulen betreuen Sie aktuell?

Hofmann: In unserem Bereich sind es 28 Grundschulen und Förderzentren. Dort arbeiten jeweils ein bis drei Schulsozialarbeiterinnen und -arbeiter – je nach Stellschlüssel. Wir sind für ihre fachliche Begleitung verantwortlich, aber auch für administrative Aufgaben. Wir sind Ansprechpersonen für die Fachkräfte vor Ort und für die Schulleitungen. Wenn Stellen neu besetzt werden, begleiten wir den Auswahlprozess, unterstützen bei Anträgen – zum Beispiel im Rahmen des Landesprogramms SPI – und helfen bei der Zielentwicklung. Außerdem achten wir darauf, dass bürokratische Fristen eingehalten werden.

Engelmeier: Gleichzeitig sind wir auch eine Art Controlling-Stelle. Wir schauen, ob die Projekte gut laufen, ob sie qualitativ hochwertig sind – und ob sich Schulsozialarbeit als eigenständiger Bereich weiterentwickeln kann.

Inwiefern unterscheidet sich Ihre Arbeit von anderen Trägerstrukturen?

Hofmann: Unsere Schulsozialarbeiterinnen und -arbeiter sind meist allein an den Schulen – ohne ein Team aus anderen Angeboten des Trägers. Das erfordert viel Eigenverantwortung, aber eben auch gute Begleitung durch uns.

Engelmeier: Deshalb ist unser Rollenverständnis so wichtig. Wir sind nicht einfach nur Koordinatoren oder Führungskräfte – wir vermitteln, unterstützen und übersetzen zwischen Systemen. Das gelingt nur, indem man Vertrauen aufbaut und sich als Teil eines Teams versteht.

Hofmann: Wir organisieren regelmäßig Vernetzungsrunden, oft auch mit Kolleginnen und Kollegen, die an einen trägereigenen SPB-Bereich angebunden sind, selbst wenn wir nicht für sie zuständig sind. Dies gilt auch für die Einarbeitung in Strukturen des Fachbereiches.

Engelmeier: Uns ist wichtig, dass auch sie die Möglichkeit haben, sich mit Gleichgesinnten auszutauschen und Teil einer fachlichen Gemeinschaft zu sein. So entsteht ein Raum, in dem sich alle auf Augenhöhe begegnen und voneinander lernen können.

Hofmann: Ein weiterer wichtiger Teil ist die Zusammenarbeit mit der Schule. Wir achten darauf, ob Kommunikation und Erwartungen passen und vermitteln zwischen Träger und Schule. Das braucht Fingerspitzengefühl – und tragfähige Lösungen für beide Seiten.

Was macht für Sie die Schulsozialarbeit als Profession so besonders – gerade im Kontext Schule?

Hofmann: Man ist an der Schule so eine Art Knotenpunkt – jemand, der viele Fäden zusammenbringt. Schulsozialarbeit ist ein Multiplikator nach innen ins Kollegium, nach außen in die Familien und zu außerschulischen Partnern. Man kann moderieren, vermitteln, zuhören – aber auch klar Haltung zeigen. Diplomatie spielt dabei eine große Rolle. Man ist oft zwischen den Stühlen, aber das ist auch eine Stärke: weil man so viele Perspektiven kennt und eben keine feste Rolle wie Lehrkraft oder Schulleitung hat. Man bleibt in der Beziehung zu allen Seiten beweglich – und das macht unglaublich viel möglich.

Engelmeier: Und genau das ist auch die große Qualität dieses Jobs. Es braucht Menschen, die zuhören können, ohne gleich zu urteilen, die Situationen sortieren und wieder in Bewegung bringen. Es geht nicht darum, eigene Meinungen durchzusetzen, sondern Räume zu öffnen – für Verständigung, für friedliches Miteinander. Die Schulsozialarbeit lebt von Kommunikation, Kooperation, Netzwerk – das ist das Herzstück. Und das ist auch richtig anspruchsvoll. Man sieht schnell, wer das kann: mit Klarheit, mit Feingefühl, mit Haltung. Und genau deshalb ist diese Profession so wichtig im System Schule – weil sie ganz praktisch dazu beiträgt, dass das Miteinander gelingt.

Kontakt:

Julian Hofmann
Referent Schulsozialarbeit
j.hofmann@tjfbg.de

Sabrina Engelmeier
Regionalkoordination für
Schulsozialarbeit
an Grundschulen und Förderzentren
s.engelmeier@tjfbg.de

Mehr als Worte

Teilhabe und kommunikative Förderung für Kinder ohne (verständliche) Lautsprache durch Unterstützte Kommunikation.



Kinder, die sich nicht, nur eingeschränkt oder verzögert lautsprachlich verständlich machen können, stehen im pädagogischen Alltag vor besonders großen Herausforderungen. Sie sind auf vielen Ebenen benachteiligt – im Austausch mit Gleichaltrigen, in der Teilhabe an Gruppensituationen, bei der Verständigung mit pädagogischen Fachkräften oder auch ganz einfach darin, ihre grundlegenden Bedürfnisse, Wünsche oder Gefühle mitzuteilen. Wer nicht verstanden wird, erlebt nicht nur Frust, sondern auch wiederholte Enttäuschung – das kann das Selbstwertgefühl beeinträchtigen und langfristig zu Rückzug oder problematischem Verhalten führen. Die Ursachen für eine eingeschränkte oder fehlende Lautsprache sind dabei vielfältig: Manche Kinder mit einer geistigen Behinderung, etwa dem Down-Syndrom, entwickeln die Lautsprache stark verzögert. Auch bei Autismus-Spektrum-Störungen oder Mutismus kann die Kommunikation auf wenige oder ausgewählte Bezugspersonen beschränkt sein. Andere Kinder, etwa mit spastischen Lähmungen oder anderen schweren motorischen Einschränkungen, haben zwar ein ausgeprägtes Bedürfnis nach Kommunikation, sind aber aufgrund ihrer körperlichen Situation kaum in der Lage, Lautsprache zu bilden.

Für all diese Kinder ist es entscheidend, alternative Wege der Verständigung zu eröffnen. Unterstützte Kommunikation – dazu gehören zum Beispiel Gebärden oder die Nutzung von Symbolen – bietet ihnen die Möglichkeit, sich mitzuteilen, Beziehungen aufzubauen und an ihrer Umwelt aktiv teilzuhaben. Dabei wird Kommunikation nicht nur ermöglicht, sondern auch als etwas Positives erfahrbar gemacht – ein Gegengewicht zu früheren Erfahrungen von Missverständnissen, Ablehnung oder Schweigen. Zudem motiviert Unterstützte Kommunikation Kinder zu weiteren Schritten in ihrer sprachlichen und sozialen Entwicklung. Die Sorge, dass alternative Kommunikationsformen wie Gebärden oder Symbolkarten Kinder „faul“ machen und die Lautsprache hemmen, hat sich als unbegründet erwiesen. Im Gegenteil: Der Einsatz von Unterstützter Kommunikation wirkt sich in der Regel förderlich auf die Entwicklung der Lautsprache aus. Pädagogische Fachkräfte, die Methoden der Unterstützten Kommunikation (UK) oder der Gebärdenunterstützten Kommunikation (GuK) in ihre Arbeit integrieren, leisten damit nicht nur einen wichtigen Beitrag zur individuellen Förderung, sondern tragen auch aktiv dazu bei, das Grundrecht jedes Kindes auf Kommunikation zu verwirklichen.

UK- und GuK-Materialien der Weiterbildung „Integration und Medien“

Im Rahmen der vom Fachbereich Teilhabe und Inklusion organisierten Fortbildungsreihe „Integration und Medien“ stellten Carola Werning (barrierefrei kommunizieren!) und Kerstin Wegener (Erzieherin und zertifizierte GuK-Trainerin) am 12. und 24. März 2024 zwei zentrale Ansätze vor: Unterstützte Kommunikation (UK) und Gebärdenunterstützte Kommunikation (GuK). Die Materialien zu dieser Weiterbildung können über einen Drive-Ordner abgerufen werden.



Der Fachbereich Teilhabe und Integration organisiert durch Anka Gleichmar regelmäßig Fortbildungen. Diese vermitteln praxisnahes Wissen, fördern Austausch und machen hilfreiche Angebote des Trägers sichtbar – etwa barrierefrei kommunizieren!. Dieses Projekt unterstützt die Nutzung digitaler Medien für mehr Teilhabe und bietet u. a. Beratung zu assistiven Apps für Kinder mit Unterstützungsbedarf.





Unterstützte Kommunikation: Angebote von barrierefrei kommunizieren!

Unterstützte Kommunikation umfasst alle Kommunikationsformen und -hilfen, die Menschen mit fehlender oder stark eingeschränkter Lautsprache zur Verfügung stehen. Man unterscheidet:

- körpereigene Kommunikationsformen (z. B. Mimik, Gestik, Gebärden),
- nicht-technische Hilfen (z. B. Symbolkarten, Kommunikationsbücher),
- technische Hilfen, darunter Sprachausgabegeräte („Talker“), oft auf Tablet-Basis. Ein Beispiel: Die App „MetaTalk“ arbeitet mit METACOM-Symbolen, die zu Aussagen kombiniert und vom Gerät gesprochen werden. Bei barrierefrei kommunizieren! kann diese App ausprobiert und ausgeliehen werden.

Kommunizieren mit Symbolen:

Materialien mit METACOM gestalten

METACOM ist ein etabliertes Symbolsystem in der UK. Kinder lernen, sich durch Zeigen und Kombinieren von Symbolen auszudrücken – entweder digital über „Talker“ oder analog über ausgedruckte Kommunikationsbücher, -ordner oder -hefte. Pädagogische Fachkräfte können die Kinder gezielt unterstützen, indem sie METACOM-Symbole in ihren Alltag integrieren – z. B. in Ablaufpläne, Regeln, Lieder oder Bücher. Das vermittelt unterstützt kommunizierenden Kindern Wertschätzung: Ihre Sprache ist sichtbar, wichtig und gleichwertig. Gleichzeitig können sie ihren Symbol-Wortschatz kontinuierlich erweitern. Auch in der Arbeit mit autistischen Kindern spielen METACOM-Symbole eine wichtige Rolle. Ihre oft stärker ausgeprägte visuelle Wahrnehmung profitiert von klaren Strukturen. Der TEACCH-Ansatz nutzt visuelle Hinweise zur Strukturierung von Tagesabläufen und Räumen – nicht nur für autistische Kinder hilfreich!



Die Geschichte von METACOM

Entwickelt wurden die METACOM-Symbole von der Grafikdesignerin Annette Kitzinger für ihre Tochter Meta, die eine geistige Behinderung hat. Andere Symbolsysteme waren für sie zu abstrakt. Die klaren, eingängigen METACOM-Symbole haben sich seither in vielen Einrichtungen etabliert. Die aktuelle Version 9 umfasst etwa 17.000 Symbole (zum Vergleich: Version 8 hatte „nur“ 10.000). Mit der Lizenz ist auch die Suchfunktion MetaSearch nutzbar, mit der sich passende Symbole schnell finden und als PNG oder JPG abspeichern lassen – auch für Druckvorlagen in DIN A4.

Materialien in einfacher Sprache gestalten

METACOM-Symbole eignen sich auch zur Visualisierung von Materialien in einfacher Sprache – etwa für Informationen an Eltern mit anderen Herkunftssprachen. Wer METACOM in der pädagogischen Arbeit nutzen möchte, kann sich an das Team von barrierefrei kommunizieren! wenden: berlin@barrierefrei-kommunizieren.de.

Links und Infos:

Anregungen, welche Materialien man mit METACOM-Symbolen gestalten kann und wie man mit „MetaSearch“ und mit PowerPoint Materialien gestaltet, bietet das Workshop-Handout von Nina Fröhlich: Materialien erstellen mit METACOM (siehe Drive-Ordner).

Weitere Infos unter:
www.metacom-symbole.de und
www.autismus-kultur.de/teacch

Kontakt:

Carola Werning
 pädagogische Mitarbeiterin
 barrierefrei kommunizieren!
c.werning@tjfbg.de



Wie GuK die Inklusion fördert

In vielen Bildungseinrichtungen wird die Kommunikation mit Kindern, die eine verzögerte Sprachentwicklung haben, als Herausforderung erlebt. Eine Möglichkeit, diesen Kindern zu helfen, ist die Gebärdenunterstützte Kommunikation (GuK). Kerstin Wegener und ihre Kollegin Stephanie Janisch sind zertifizierte GuK-Trainerinnen und GuK-Multiplikatorinnen beim Träger tjfbg.



GuK basiert auf einer vereinfachten Form der Deutschen Gebärdensprache (DGS), bei der nur einzelne Begriffe aus einem Satz gebärdet werden, um den Inhalt zu unterstützen – ersetzt aber nicht die Gebärdensprache. „Die GuK-Gebärden sind leicht erlernbar und oft intuitiv. Beispielsweise lässt sich die Gebärde für ‘Katze’ leicht erraten“, sagt Stephanie Janisch.

Auch Kinder ohne Sprachentwicklungsverzögerung nutzen GuK-Gebärden gerne. Ein wichtiger Aspekt von GuK ist, dass es die Lautsprache nicht ersetzt, sondern begleitet. Kinder und pädagogische Fachkräfte sprechen die Wörter, während sie gebärden. Langfristig verschwindet die Nutzung der Gebärden meist, sobald die Kinder sicher in der Lautsprache sind. Ein weiteres Anliegen war es, nicht nur die Kommunikation zwischen allen pädagogischen Fachkräften im Kontext Schule und einzelnen Kindern zu erleichtern, sondern GuK in den Schulalltag zu integrieren. Das bedeutete, dass alle Kinder der Klasse einige zentrale Gebärden lernten, um untereinander kommunizieren zu können. Neben Aushängen mit Gebärdenbildern nutzte die Klasse sogenannte „Talking Hands“-Flipbooks, mit denen sich Kinder spielerisch die Gebärden aneignen konnten. „Viele Kinder fanden das spannend und haben sich selbst neue Gebärden beigebracht“, sagt Wegener.

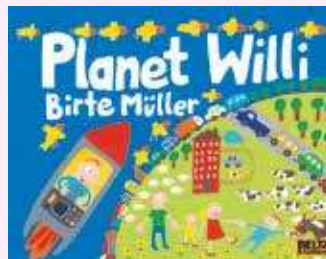
Als vor dreieinhalb Jahren ein Schüler mit Trisomie 21 in die Klasse von Kerstin Wegener kam, stellte sie fest, dass er sich kaum lautsprachlich verständigen konnte, aber mit den GuK-Gebärden vertraut war. Um mit ihm kommunizieren zu können, absolvierte sie eine Weiterbildung, in der sie rund 200 Gebärden lernte. „Ohne die Weiterbildung wäre die Zusammenarbeit mit dem Kind nicht so erfolgreich gewesen“, betont sie. GuK ist nicht nur für Kinder mit Sprachentwicklungsverzögerungen hilfreich, sondern für alle Kinder eine Bereicherung. Stephanie Janisch, die kürzlich die Weiterbildung abgeschlossen hat, berichtet: „In meiner Weiterbildung stand

besonders der Inklusionsgedanke im Vordergrund: Gebärdenunterstützte Kommunikation ist nicht nur für Kinder mit Sprachverzögerungen sinnvoll, sondern spricht grundsätzlich alle Kinder an. Viele Teilnehmende aus dem U3-Bereich berichteten, dass gerade jüngere Kinder heutzutage häufig Schwierigkeiten beim Spracherwerb haben. GuK eröffnet hier eine zusätzliche Ebene der Verständigung – unabhängig davon, ob ein Kind eine Behinderung hat oder nicht.“ In der Praxis zeige sich außerdem, wie schnell und intuitiv die Gebärden von den Fachkräften erlernt und umgesetzt werden können.



Ein aktueller Fall zeigt, dass GuK nicht nur für Kinder mit Förderbedarf, sondern auch für mehrsprachige Kinder von Vorteil sein kann. Eine neue Schülerin aus der Ukraine, die bisher wenig Deutsch spricht, lernt mithilfe der Gebärden schneller neue Begriffe. „Sie scheint viel Freude daran zu haben und profitiert davon, dass die physische Geste das Lernen unterstützt“, sagt Wegener. Die Erfahrungen zeigen, dass GuK nicht nur für Kinder mit Sprachbarrieren eine große Hilfe ist, sondern auch die Interaktion innerhalb einer Gruppe fördert. Es wäre wünschenswert, wenn GuK in allen Bildungseinrichtungen etabliert wird, so die Pädagoginnen: „Kinder mit Sprachproblemen bleiben oft unbemerkt, weil ihre Schwierigkeiten nicht offensichtlich sind. Wenn jede Kita und Schule GuK nutzen würde, wäre das ein großer Schritt in Richtung echter Inklusion.“

Buchtipps für die GuK-Kommunikation



Planet Willi

Birte Müller

ISBN 978-3-95470-064-6, ab 4 Jahren

Willi ist ein ganz besonderes Kind, denn er kommt von einem anderen Planeten. Er

hat sich aber schnell an das Leben auf der Erde gewöhnt – schließlich gibt es hier Kekse, Autos und Kühe, laute Musik und eine tolle kleine Schwester. Willi liebt das Leben und das Leben liebt ihn zurück.



Hand in Hand die Welt begreifen

Andreas Costrau, Susann Hesselbarth, Ulrike Jentzsch

ISBN 978-3-95470-026-4, ab 7 Jahren und für jedes Alter
Miteinander reden, ohne einen einzigen Laut von sich zu geben – wie

soll denn das gehen?! Mit diesem einzigartigen Bildwörterbuch für die spannendste Sprache der Welt: die Gebärdensprache! Von A wie Angeben über K wie Klopapier bis zu Z wie Zuckerwatte findet man in diesem reich und fröhlich bebilderten Nachschlagewerk Gebärden zu rund 1700 Alltagsbegriffen aus dem Leben von Kindern und Jugendlichen.



Die Geschichte von Prinz Seltsam

Silke Schnee

ISBN: 978-3-86256-010-3, ab 4 Jahren

Ein berührendes Buch, das Verständnis weckt für Kinder mit Down-Syndrom und anderen Entwicklungsverzögerungen.

Kontakt:
Kerstin Wegener
Erzieherin
Schule am Senefelderplatz
Zertifizierte GuK-Trainerin
k.wegener@tjfbg.de



FFAP#

Hier steht's

SCHWARZ AUF WEISS

Deine Zukunft an
den Fachschulen für
angewandte Pädagogik (FFAP)

ffap.de

